

## RISIKO

- 02 FINDEN SIE SICH AUCH AUF DIESER KARTE WIEDER? Kevin Rittberger
- 04 FLÜSSE Mazlum Nergiz
- 06 DIE WELT IST NICHT VERSICHERBAR John von Düffel
- 08 POPI Constanza Aguirre
- 09 PHILOSOPHIE EINES BESUCHS Adrian N. West
- 11 YOU CAN'T RUN FROM THE DEVIL SO LET THE DEVIL RUN FROM YOU Nora Khuon
- 13 DAS KREATIVE MOMENT DES WAGENS Siegbert A. Warwitz
- 15 **HOODOS Oscar Olivo**
- 16 LUFTKISSENBOOT Joshua Groß
- 18 FRAU RISIKO UND HERR WAGNIS spätzi kollektiv
- 20 IM GRENZGEBIET Özgür Uludag
- 22 YONA Nastasja Penzar
- 24 BAKKHAI Anne Carson

# Ein Magazin über die Lust und die Gefahr Wagnisses

HERAUSGEBER Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH, Schauspiel Hannover INTENDANTIN Sonja Anders REDAKTION Nora Khuon, Mazlum Nergiz GESTALTUNG Philipp Baier, Madeleine Hasselmann, Minka Kudraß COLLAGEN Ken Chinea DRUCK QUBUS media GmbH Schauspiel Hannover, Prinzenstraße 9, 30159 Hannover schauspielhannover.de

Der Theaterwissenschaftler Hans-Thies Lehmann widmet das letzte Kapitel seiner berühmt gewordenen Studie *Postdramatisches Theater* einer "Ästhetik des Risikos": ein rücksichtsloses Theater fordert er darin ein, das Extremsituationen von Gefühlen herstellt, "die immer auch die weiter auf Seite 03

# FINDEN SIE SICH AUCH AUF DIESER KARTE WIEDER?

#### Kevin Rittberger

Risicare, lese ich nach, bedeutet in der Seeschifffahrt das Umsegeln einer Klippe. Das kommt mir ganz zupass, dass ich das schnell googeln kann. Ansonsten hätte im zwar nicht im Trüben gefischt, aber doch etwas unbeholfen herumgekratzt am Lack, am Bootslack meiner Nussschale, die mich durch diesen Textfluss hindurchnavigieren soll.

Ich hätte riskiert, mich zu blamieren.

Ich hätte es nicht gewagt, einfach drauf los zu schreiben.

Wagnis, so lese ich nach, bedeutet etwas auf die Waage zu legen und nicht zu wissen, wie sie ausschlägt.

So, jetzt aber Schluss mit Google!

Gut, dass ich das jetzt weiß.

Schlecht, dass ich das schon wieder vergesse. Beim Styx! Ich vergesse nämlich viel, und wenn ich nicht sogleich drauf hinweise, dann riskiere ich vor allem, diejenigen zu enttäuschen, die mich vertrauensvoll mit Erzähltem befüllen.

Obwohl: Gut wiederum, dass ich das Gegoogelte schon wieder vergessen habe, denn nun laufe ich nicht Gefahr, dass ich hier nichts riskiere, denn riskieren hat doch immer etwas damit zu tun, nicht genau zu wissen wo es lang geht, oder nicht?

Ein Text über das Risiko sollte selbst riskant verfasst sein. Riskant ist es gewiss, zu Beginn keine Ahnung zu haben, wohin die Reise geht

Wollen sehen, welche Karte hier entsteht.

Um bei der Nautik zu bleiben: Fast hätte ich in der fünften Zeile schon geschrieben: "Ich hätte riskiert, unterzugehen." Aber genau genommen wäre ich gar nicht untergegangen, denn so falsch hätte ich gar nicht gelegen, also so sehr wäre ich gar nicht ins Schwim-

men geraten. Ich hätte, ja, gut, ein wenig mit den Armen gerudert, aber auch nicht so, dass der Bademeister mir zu Hilfe geeilt wäre. Für ihn hätte es wie eine Übung ausgesehen, wie einer, der im Wattenmeer – nicht mal knietief – steht und mit den Armen kreisförmige Bewegungen macht. Ja, sagen wir, das geschieht im taiwanesischen Wattenmeer, und – Sie ahnen es nicht, da war ich mal! – das Wasser ist über dreißig Grad warm und draußen sind es sogar fünfunddreißig. Kein Spaß. Und Taiwan riskiert mit jeder Freimütigkeit, etwa dem Hissen einer eigenen, die Unabhängigkeit anzeigenden Flagge, von der gegenüber liegenden Küste Festlandchinas bombardiert zu werden.

Was ich sagen wollte, bevor ich offensichtlich riskiert habe, vom Metaphorischen ins Politische zu segeln, war eigentlich etwas anderes. Ich wollte mich semantisch treiben lassen, mich darauf verlassen, dass ich zur gegebenen Zeit schon noch Reserven hätte. Aber die Klippe des Politischen konnte ich nicht umschiffen. Oder: Ich lief auf politischen Grund. Welches Bild gefällt Ihnen besser?

Fast hätte ich eingangs, ohne zu googeln, losgeplaudert, dass ein Risiko sicher etwas mit Kybernetik zu tun hat. Ja, richtig, viel eher mit Kybernetik als mit Nautik! Nautik, die Führung eines Schiffes, Kybernetik die Steuerung. Oder, wenn Sie mich fragen: die Selbst-Steuerung.

Risicare wäre also, frei heraus, die Selbst-Steuerung derjenigen, die einen gefährlichen Kurs einschlagen. Oder die, ich will es ambiger halten, Steuerung der Selbst-Steuerung oder Befähigung zur Selbst-Steuerung. Und: Ein durch Menschenarbeit geschaffenes Wasserfahrzeug, das nicht so leicht kippt, an dem ein Erfahrungsschatz von hundertzwanzigtausend Jahren hängt, wird immer auch etwas Vertrauen vorschießen.

Stop! Nennen Sie mich jetzt nicht gleich Kontroll-Freak, nur weil ich mal ein paar Fakten ins Rennen werfe!

Also jedenfalls: eine gewagte These, nicht wahr, Steuerung auch als Selbst-Steuerung zu begreifen?

Wenn wir weiter riskieren, was wir derzeit riskieren, dann werden wir die Klippe aber nicht ohne Havarie umschiffen, dann gehen wir wirklich unter. Zumindest die, die nicht in ihrer Freizeit weiterhin knietief im warmen Wattenmeer stehen können.

Die nächsten Klippen nämlich, das sind die klimatischen Kipppunkte. Und um nicht vollends sonnenuntergangsselig zu diesen Kipppunkthorizonten hinzusegeln, bräuchten wir halt schon eine gewisse Befähigung zur Selbst-Steuerung, denn die Steuerung nimmt uns keiner mehr ab. Wir haben es uns und allen anderen eingebrockt, also holen wir die Kohlen auch wieder aus dem Feuer. Und zwar so, dass sich die Löschaktion von der Fortschrittsmanie der vergangenen Jahrhunderte unterscheidet. Also so, dass wir nicht das gesamte Löschwasser verbraucht haben werden, wenn am Ende immer noch das Löschfahrzeug in Flammen steht. Und auch so, dass sich nicht ein Einzelner inszenieren kann, stellvertretend für die anderen die Kohlen aus dem Feuer zu holen.

Da wir aber, wenn wir zur Steuerung der Selbst-Steuerung befähigt sind, angesichts der fortgeschrittenen Zeit unbedingt waghalsig ins kalte Wasser springen müssen, können wir ganz auf unseren Mut

Im Falle der Klimakrise scheint uns der Mut aber längst verlassen zu haben. Wir riskieren nichts. Wir wägen ab, ja. Ein bisschen mehr Forstwirtschaft, ein wenig mehr nachhaltig, SUVs sind doof, aber Black Friday Shopping ist cool ... Komm, 2 Grad oder 2,5 Grad sind doch auch 'ne Leistung! Hm, lieber Gott? Komm, hab dich nicht so! Wir verteilen auch gleich noch etwas Grundeinkommen, unter uns, damit wir den ganzen Tag Netflix schauen dürfen, den Rest lassen wir eine Künstliche Intelligenz ausrechnen, und am Ende sagen wir: Du bist schuld, KI, an allem, du hast dich verrechnet! Inzwischen taumeln wir ins Ziel: der rapiden Erwärmung, der Ressourcenknappheit, der fortwährenden Katastrophen und Kollapse, des Rette-sich-wer-Kann, der Robinsonaden, des Ende-der-Weltder-Menschheit-wie-wir-sie-Kannten.

Natürlich gibt es kein Ziel. Natürlich ist das kein Ziel. Nehmen wir also an, die perfekte Arche: solarbetrieben, sturmsicher, sie schippert auf ewig übers Meer, bei Wind und Wetter, sammelt noch all den Müll ein, der umhertreibt, macht daraus

Spielzeug, Turnschuhe und Schiffstau und bringt Leute von A nach B, auch Leute, die nicht schon in A sind. Ooops, liebe Kinder, und natürlich auch die Nestrier!

Nehmen wir weiter an, das perfekte Luftschiff: ebenfalls energieautark, es schippert auf ewig durch die Lüfte, transportiert Gegenstände (ehemals: Waren), also brauchbare Güter von A nach B und retour und filtert dabei noch in großen Mengen Kohlenstoff aus der Luft.

Halt! Ich umsegle längst keine Klippe mehr. Ich riskiere nichts. Die Klimakrise ist ja mein Steckenpferd, mit dem ich mich sanftmütig wie das Trojanische Pferd in jeden Diskurs hineinziehen lasse. Schon schlüpfe ich aus dem Bauch heraus und triumphiere über die Staunenden, die mich lieber gestreichelt hätten. Ich mache ihnen weiß, dass ihr Handeln keines ist, dass alles zu spät ist, was sie als

Möglichkeit des verletzenden Tabubruchs beinhalten." Was ist ein Tabubruch? Im Theater ist dieser immer dann gegeben, wenn die Distanz nicht mehr gegeben ist, die die Grenze "zwischen Saal und Bühne zu sichern schien." Ist diese Distanz nicht mehr stabil, zerrt die Wirklichkeit des Theaters uns vor ein Problem: dass wir als Zuschauer:innen uns nämlich vor dem, was da vor uns geschieht, verhalten müssen. Risiko als Zwang, Position zu beziehen. Risiko als Eingeständnis des Zusammenbruchs. Risiko als eine Mischung aus Nervenkitzel, Angst, Schauder und Hochgefühl, wie es der Autor Adrian Nathan West in seinem Beitrag Philosophie eines Besuchs für diese Ausgabe beschreibt.

Und was ist mit Extremsituationen – Situationen des Risikos – außerhalb des Theaters? Wie können wir den Tabubruch heute weiterdenken und produktiv machen? Wofür jetzt also eine "Ästhetik des Risikos" nicht nur innerhalb der Wirklichkeit des Theaters, sondern in der Wirklichkeit des Alltags und der Gesellschaft? Welche scheinbar gesicherten Grenzziehungen und zerstörerischen Selbstverständlichkeiten lässt uns die Krise der Pandemie anzweifeln?

Was passiert, wenn wir etwas wagen, auf's Spiel setzen – sei es eine persönliche Beziehung, ein Arbeitsverhältnis oder die Beziehung zur Natur oder zum Kapital? Welche inneren Abgründe und Monster wachen auf? Angst, Scham, Aggressionen, Selbstverletzung und auch Auslöschung. weiter auf Seite 05

Handeln ausgeben, dass nur eine radikale Kehrtwende überhaupt noch etwas bewirken könnte. Schon zücke ich den Weltagrarbericht, den keine:r lesen will.

Kassandra, was riskierst du, wenn du die schlechte Nachricht überbringst, dass es ohnehin zu spät sei für alles?

Hinter der Klippe kommt garantiert der Abgrund. Die Erde wird dem Menschen wieder zur flachen Scheibe. Alle Territorien vom Wasser eingeschlossen. Okeanos wird es richten.

Was denken Sie? Ist eine Steuerung zur Selbst-Steuerung noch möglich? Oder muss jemand das Ruder in die Hand nehmen und alle eingeübten, gemeinsamen, langwierigen, – Achtung! – demokratischen Entscheidungsfindungsprozesse hinwegfegen, um bloß irgendwie und immerhin nur mit teilversehrter Besatzung durch den Sturm zu kommen?

Ein Drittel bis Viertel der Bevölkerung hierzulande etwa hält Autorität für etwas Sinnvolles. Nur sind diese autoritären Charaktere nicht für den drastischen Handlungsbedarf empfänglich, den die Klimakrise aufgibt. Wären sie dafür empfänglich und würden statt gegen Masken und Muslime für Klimagerechtigkeit protestieren, wäre das wirklich riskant. Es wäre die Morgenröte einer Öko-Diktatur. Aber von den Kindern, die nur am Freitag auf die Straße gehen und sogar mit den Vorständen der deutschen Großkonzerne auf Du und Du sind, müssen wir nichts Autoritäres erwarten. Eher lassen sie sich vor den Karren einer angeblich klimaneutralen Wasserstoff-Wirtschaft spannen, die ihre Schadstoffe doch bloß wieder woanders emittiert.

Ach herrje, Zynismus. Das ist nicht riskant. Ein Text über das Risiko muss dringend etwas wagen und optimistisch argumentieren. Aber niemals zynisch.

Es ist riskant, dass die Privatisierung in der Pandemie fortschreitet, während das öffentliche Klima auf Hosentaschenformat schrumpft. Es ist riskant, dass die Kluft zwischen Vermögenden und Habenichtsen größer wird.

Es ist riskant, wenn die Pandemie ungleich zuschlägt und die Risse schon vorher deutlich sichtbar waren.

Viel war nach der Finanzkrise von 2007 von Alternativen zum real existierenden Kapitalismus die Rede. Immer enger wurden statt-dessen die Stellschrauben in Richtung von noch mehr Privatisierung gedreht. Das Private ist aber nicht das Politische, wenn es nicht verhandelt werden kann. Wenn sich keine:r mehr auf einer Demonstration unterhaken darf, um die Forderung kollektiv herauszuschreien. Wenn sich auf den öffentlichen Plätzen keine Menge mehr einfinden darf. Und nicht zuletzt, wenn nicht mehr gemeinsam und auf Tuchfühlung gegessen, getrunken, getanzt und gesungen wird. Wenn Leute sich nicht mehr als Publikum erfahren dürfen.

Es ist riskant, wenn die alternativlose Ökonomie am vehementesten geschützt wird und diejenigen zurückstecken, die ohnehin zurückstecken.

Es ist riskant, wenn wir nur noch mittels kapitalistischer Sachzwänge in Kontakt miteinander kommen.

Es ist riskant, wenn die Ästhetik der Versammlung trotz anwachsender Krisen verbannt wird.

Ästhetik bezeichnet auch einen gemeinsamen Raum, der rituell wahrgenommen wird. Sie ist die gemeinsame und entgrenzende Erfahrung von mehr als einem Menschen. Sie sprengt das Private. Sie ist das, was TikTok algorithmisiert, aber nie ersetzt. Ästhetik lokalisiert und materialisiert kulturelle Phantasie zwischen Körpern. Sie zeigt, dass mit offenen Augen geträumt werden darf. Ich darf wahrnehmen, dass neben mir gelacht und geweint wird. Ich darf in Gesellschaft aufgebracht und gerührt sein. Ich darf den Atem der anderen im Nacken spüren.

Es ist riskant, wenn wir Menschen zurücklassen, die wir retten können.

Es ist riskant, wenn sich nur diejenigen Privatisierung leisten können, die sich um Sorgearbeit drücken.

Es ist riskant, wenn die einen leise und respektvoll sind und die anderen das Recht, Rechte zu haben, nur für sich verpachten.

Was finden Sie riskant? Gesetzt, die Welt rückt mir endlich auf die Pelle: Finden Sie sich auch auf dieser Karte wieder?

Bildnachweis home schooling for grown-ups:

www.visualcapitalist.com/wp-content/uploads/2020/04/pangea-map-with-modern-borders.html"

Kevin Rittberger, \*1977, ist Autor und Theaterregisseur. Er ist Gewinner des Kurt Hübner Regiepreises, des Jürgen Bansemer & Ute Nyssen Dramatikerpreises. Am Schauspiel Hannover entwickelte und inszenierte er das Stück *The Männy. Eine Menschtierverknotung.* Er lebt in Berlin.



#### FLÜSSE

#### Mazlum Nergiz

Mein erster Lektor rief mich an und fragte, ob ich an einem Podiumsgespräch über autobiografische Täuschungen teilnehmen wollte. Er hatte mittlerweile die Leitung eines Literaturfestivals übernommen. Ich wusste nicht, was ich beizutragen hatte (oder was 'autobiografische Täuschungen' meinte), aber ich bekundete höflich mein Interesse an seinem Programm und bat ihn, auch höflich, um einen Gefallen: ob es möglich wäre, in der Stadt, in der das Literaturfestival alljährlich stattfand, zu bleiben, und ob er mich bei diesem Vorhaben unterstützen könnte. "Warum?", fragte er mich. Ich lag auf meinem Sofa, als er mich anrief. Die dicken Vorhänge waren fest hinter den Scheiben zugezogen. Alle Lichter ausgeschaltet. Dunkelheit umgab mich. Das wenige Licht, das an diesem Nachmittag durch die Vorhänge kroch, ließ die Konturen aller Gegenstände in meinem Zimmer dumpf und unheimlich leuchten. Mir wurde klar, dass er überhaupt nichts über mein Privatleben wusste. Ein Gefühl von ernsthafter Intimität ergriff mich. "Warum?", fragte ich mich. "Bitte, kann ich einfach kommen und bleiben?" Er versprach, mir eine Atelierwohnung des Kulturprogramms der Stadt zu besorgen, und wünschte mir alles Gute.

Ich hatte nicht ausgepackt, als ich ankam. Ich rief meinen Freund an, und sachlich erklärte ich ihm, dass es mir von nun an nicht mehr möglich wäre, einen Raum zu beschreiben, der uns beide enthielte. Er verstand nicht, was ich damit meinte, und ich, ehrlich gesagt, auch nicht. "Warum?", hatte er mich nach einem sehr langen Moment der Stille gefragt. "Warum?", fragte ich mich schon wieder. "Ich muss die Architektur einbrechen sehen, auf der ich mein Leben aufgebaut habe. Ich bin mir sicher, dass ich dabei nichts anderes hinterlasse als die bloße Idee von Kontrolle, und um das Skelett dieser Mutmaßung zu sehen, muss alles verbrennen und zerschmelzen. Ich stehe am Abgrund von etwas, nichts und niemand wird mich halten, wenn ich bei dir bleibe." Das wollte ich ihm gerne sagen. "Ich kann meine Geschichte nicht jedem erzählen", setzte ich stattdessen an.

"Vielleicht kann ich sie auch nur einer einzigen Person erzählen. Vielleicht auch niemandem. Du bist diese Person jedenfalls nicht." Um absolute Klarheit (wie klar kann ein Moment werden?) zu schaffen, ließ ich ihn wissen, dass ich nicht beabsichtigte, zurückzukehren, weder in unsere Wohnung noch in die Stadt, und fügte zum Schluss noch hinzu: "Diese Beziehung ist beendet."

Ich verließ die Wohnung, um die sich mein ehemaliger Lektor bemüht hatte, direkt nach meiner Ankunft. Packte nicht aus und lief durch die Stadt. Es war unmöglich, mir Interesse für die Stadt einzubilden. Ich wusste, wohin ich wollte. Ich hatte Freunde um Empfehlungen gebeten, bevor ich abreiste. Ich hämmerte dreimal an die schwarze Tür des Darkrooms. Meine Schläge hallten in der Seitengasse, in der ich mich befand, nach. Ich zog an der Tür, aber diese war geschlossen. Brauchte es einen Code? Aber es kam niemand, der mich nach einem Passwort fragte. Sanft lehnte ich mich an die Tür. Ich blickte in den Himmel, der immer schon da war. Ich zog von einer Wolke zur nächsten. Landschaft muss sich nicht mit mir beschäftigen. Ich aber. Und alles erhält erst Bedeutung, sobald ich hinschaue.

Mittlerweile kniete ich auf dem Boden, immer noch an der Tür lehnend. Ich hörte Schritte auf mich zukommen, aber konnte meinen Blick nicht vom Himmel abwenden. Die Sonne war schon längst untergegangen, aber das Licht verschwand nicht, es war unklar, woher es kam, es kam von überall, als ob eine Sonne sterben würde. Ein diesiger Regen, der schon den ganzen Tag fiel, ließ die Konturen aller Dinge, Häuser, Autos und Menschen brüchig wirken. Die Tür rammte sich in meinen Rücken, und kurz konnte ich nicht mehr atmen. Ich stützte mich mit meinen Händen auf dem Boden ab und röchelte heftig. "Was machst du hier?" Spucke floss aus meinem Mund auf den Boden. Der kleine Teich unter meinem Mund ließ den Teer glänzen. Er griff unter meine Schultern, stützte mich auf und presste mich gegen die Eingangstür. "Alles in Ordnung?" Mein Atem beruhigte sich wieder ein wenig. "Habt ihr zu?", fragte ich ihn. Der Mann hatte keine Haare mehr, wollte sich aber auch keine vollständige Glatze zulegen, was ihn leicht schmutzig aussehen ließ. Er trug nur ein Poloshirt und eine schwarze Jogginghose. Sein

Körper leuchtete schwach und setzte sich immer neu in wahnsinnigen Formationen zusammen wie ein weit entfernter Schwarm phosphoreszierender Fliegen. Er glühte, trieb und zersetzte sich. "Wir haben es extra auf unserer Website gepostet. Geschlossen. Für eine Woche. Mindestens." Er stand mir jetzt gegenüber und zündete sich eine Zigarette an. Ich beugte mich leicht nach unten und stützte meine Arme auf meinen Oberschenkeln ab. Ich wollte weiter Spucke aus meinem Mund laufen lassen, aber das schien mir jetzt nicht mehr angebracht. "Warum?", fragte ich ihn. Er zog fest und gierig am letzten Rest seiner Zigarette, schnipste sie knapp an mir vorbei und atmete aus. "Ein Gast hat sich in unserem Käfig eingesperrt. Hat sich ganz alleine mit GHB und was nicht noch zugedröhnt. Paar Gäste waren genervt, an der Bar zogen sie über ihn her, dass er unerreichbar spielt. Dornröschen hinter Gittern. Hat den ganzen Abend auf niemanden reagiert. Was soll das, dich in einen Käfig einsperren und überdosieren? Am nächsten Morgen haben wir ihn gefunden. Habe versucht, ihn zu wecken, sein halber Arsch steckte ja noch im Käfig. Dachte, der würde sich nur ein bisschen ausruhen." Vielleicht hatte er nur aus Mitleid darüber, dass er mir die Tür in die Rippen gestoßen hatte, angefangen zu erzählen, was passiert war. Er zündete sich wieder eine Zigarette an und beschrieb mir, wie er aussah, als er ihn gefunden hatte. "Stinkendes Stück Scheiße, alles voll mit roten Flecken." Er stand immer noch unter Schock. Vielleicht war ich auch der Erste, mit dem er darüber reden konnte. "Ich kannte ihn nicht. Aber niemand hier kannte ihn. Niemand." Ich antwortete, dass es nur Einbildung wäre, Mitgefühl für das verschwundene Leben zu empfinden, das man nicht kannte, und dass man nur um etwas trauern könnte, das man liebt. Dann fragte ich ihn noch nach anderen Orten zum Cruisen in

leer, sind aber voller Männer."
Ich bereitete mich am nächsten Tag auf die bevorstehende öffentliche Diskussion vor. Ich begann mit Notizen und fokussierte mich auf die Erfahrung der Lust im Akt der Täuschung. Ich schrieb auf, dass diese mir erlaubte, mich der Wahrheit

dieser Stadt, und damit stellte ich mich als Tou-

rist bloß. "Einfach dem Fluss Richtung Westen

aufschloss. "Nicht den Fluss überqueren, bleib

auf dieser Seite. Die Gebäude am Hafen stehen

folgen", erklärte er mir, während er die Tür wieder

ungefähr zu nähern, aber nur so weit, wie ich es wollte. Was ich wirklich fühlte, unterdrückte ich durch das, was ich stattdessen begehrte, und ich wandte meine ganze Kraft auf, nichts an die Oberfläche spülen zu lassen. Ähnlich wie Treibgut am Strand konnte ich durch dieses Verfahren erkennen, was da war, aber ich blieb stets in der beruhigenden Unkenntnis darüber, wie viel davon noch in mir steckte.

Ich verließ das Haus. Der Himmel war ein dumpfes Rot. Ich erreichte die nächstgelegene Brücke, doch überquerte diese nicht und folgte langsam dem Fluss Richtung Westen.

Flüsse haben mich schon immer interessiert.
Flüsse sind, anders als Meere, weder formlos noch maßlos. Das Chaos eines Flusses ist gedämmt.
Eine begrenzte Welt. Der Körper dieser Welt: immer in Bewegung. Treiben, gleiten, bewegen und bewegt werden. Ich glaube, ich kann jeden beliebigen Fluss überqueren, aber ich habe Angst vor dem Ozean. Einen Fluss zu überqueren ist ein Transport, vielleicht auch ein Bruch mit der Gegenwart. Ich verlasse das Hier und Jetzt für ein Dann und Dort

Warten auf Einbruch der Nacht. Männer auf beiden Seiten des Flusses tauchten in diesem abgelegenen, verlassenen Teil der Stadt auf, und ich wusste, dass ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Sie alle marschierten in dieselbe Richtung. Ich setzte mich auf eine Bank. Es war immer noch nicht dunkel. Am mir gegenüber liegenden Ufer trainierte ein Mann. Er trug kurze schwarze Shorts und einen dicken grauen Pullover. Sein Schweiß ließ ovale Flecke auf dem Pull over sprießen. Ich hörte ihn nicht atmen, nur den Aufschlag des Springseils. Seine Beine sprangen schnell und völlig synchron im Takt hoch. Der Himmel hinter ihm glühte. Ich war hier, in dieser Stadt. Vielleicht würde ich bleiben. Das war alles, was ich in diesem Moment wusste. An dieser Kreuzung zwischen Erde, Luft und dem Wasser wartete ich darauf, den Mann wegfliegen zu sehen. Es gab keine Ufer mehr. Nur noch Verbindungen. Ich wollte in den Fluss springen, aber ich war paralysiert. Meine Vermutung, dass ein Fluss begrenzter wäre als ein Meer, war den Strom heruntergespült worden. Meine Vermutung von

Sicherlich. Vielleicht aber auch: Wagnis, Neuanfang und Hoffnung.

Vielleicht könnte der gegenwärtige Tabubruch einer sein, die Distanz zwischen Weitermachen und Nichtsmachen aufzuheben?

Wandel utopisch zu denken: Utopie als Negation dessen, was ist und, viel wichtiger, als Wille, dass es anders sein kann. Wie viel Wagnisch zu den Ozean schen Weitermachen aufzuheben?

Wandel utopisch zu denken: Utopie als Negation dessen, was ist und, viel wichtiger, als warm war. Ich lich konnte ich das Flussufer.

In unserer zweiten Ausgabe haben wir Autor:innen gebeten, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Der Künstler Ken Chinea hat eine leuchtende Serie von Collagen angefertigt, die die Fragilität des wohl risikoreichsten Materials überhaupt ins Zentrum rücken: Glas. Entstanden ist ein Heft über Situationen der Instabilität und des Kontrollverlusts, von Rissen, die gefährlich werden können, die uns aber auch auf noch zu betretende Gelände führen, auf denen wir wagen dürfen, neu zu denken, neu zu handeln. Weltkarten voller Potentialität und konkreten Möglichkeiten des noch nicht Eingetretenen. Nora Khuon und Mazlum Nergiz

Sicherheit durch Begrenzung löste sich in den schaumig schlagenden Wellen des Flusses auf. Die Wellen wurden kräftiger und schlugen höher. Die Grenze des Flusses war nichts anderes als eine Täuschung. Ich hätte die Wellen mich in den Ozean tragen lassen können. Das war alles, was ich wollte. Deswegen war ich hier. Ozean werden. Formlos. Maßlos. Chaos. Unbegrenzte Welt. In den Ozean schwimmen und ertrinken. Meinen Mund öffnen und alles Wilde, Unbezähmbare, etwas, das lebt, in mich hineinlassen. Ich konnte mich immer noch nicht bewegen. Ich blieb auf der Bank sitzen. Still. Mein Blick wanderte herunter und ich bemerkte, dass meine Hose nass und warm war. Ich wartete. Ließ alles ablaufen. Endlich konnte ich mich wieder bewegen und verließ

Ich betrat das Gelände einer verlassenen Autowaschanlage. Zerfetzte Reifentürme lagen am Haupteingang. Entkernte LKWs bildeten Gassen in der Dunkelheit. Diese wurde gelegentlich von glühenden Zigaretten aufgerissen. Als ich das Gebäude betreten wollte, tauchte ein kleiner fetter Mann aus dem Nichts auf. Dicht kam er an mich heran, griff nach meiner Hand, und zusammen liefen wir zurück zum Pier. Er erzählte mir, dass nach dem letzten Krieg die städtische Autobahn, die dieses Gebiet der Stadt mit dem Rest verband, bombardiert worden war. Was die Gegend, in der sich hauptsächlich der Großmarkt befand, so gefährlich machte, lockte die Männer an: Lange Korridore ermöglichten das Umherwandern. Löcher in den Türen: ideale Spione. Zerbrochene Fenster und Bodendielen: zufällige, wenn auch nicht ungefährliche Glory Holes. "Zeit liegt hier auch in den Ruinen." Man erzählt sich, führte er fort, während seine kleine Hand in meiner nassen Unterhose landete, dass der Geschäftsmann, der diesen Großmarkt gründete, ein leidenschaftlicher Sammler von Frauenleichen war, dass er diese auf ziellose Reisen schickte, nämlich vom Kanal zum Fluss bis ins Meer. Ich war mir sicher, dass er Geschichten durcheinander brachte, weil es mir schwerfiel nachzuvollziehen, warum ein Mörder und Sammler von Frauenleichen ausgerechnet diese Stadt, so weit entfernt vom Ozean, für sein Vorhaben aussuchen sollte. Ich zog seine angenehm warmen Hände aus meinem Schritt, wünschte ihm eine gute Nacht und kehrte zurück

auf das Gelände. Ich spürte, dass er mich weiterhin anstarrte. Als ich mich umdrehte, verschwand er in der Nacht

Ich erreichte endlich die stillgelegte Autowaschanlage. Auch hier die Überreste von vielleicht fünf oder sechs LKWs. "Sleep comes dropping" stand in riesigen weißen, schwarz umrandeten Buchstaben auf der Wand geschrieben. Ich blickte nach oben. Das Dach war fast vollständig eingestürzt. Jemand musste versucht haben, dieses Gebäude anzuzünden. Oder vielleicht hatte auch nur eine weggeworfene Zigarette den Brand verursacht. Ich beobachtete die Männer, wie sie vorsichtig um die verkohlten, heruntergefallenen Balken, verrosteten Metalle und zerbrochenen Fenstergläser herumspazierten. Als ob sie jeden Moment erwarteten, dass die Architektur auf sie niederregnete und sie und ihre umherziehenden Körper auflöste. Diese ihre Körper würden dann Teil der Vergangenheit werden, von der diese Ruine Zeugnis ablegte. Und Zeit, ein konstanter, unaufgeregter Strom, floss in Richtung der grauen, degenerierten Sterne, die die Vergangenheit in sich bargen, um sich dann langsam im Nichts aufzulösen. Zerstörung, Ausweitung und Zeit bedeuten dem Körper gleichviel.

Auch diese Nacht gehörte ich keinem. Ich wanderte durch das Brachland: verrottende und mit Sperma befleckte LKWs, übersät mit leeren Flaschen, Nadeln, benutzten und unbenutzten Kondomen. Ruinen, die den Männern Unterkunft anboten. Ich reagierte nicht auf Blicke und Zeichen, achtete darauf, niemandem direkt in die Augen zu gucken, und lief zurück in meine Wohnung, die mir mein ehemaliger Lektor besorgt hatte, in dieser mir fremden Stadt.

Mazlum Nergiz, \*1991, ist Dramaturg, Autor und Hörspielmacher. 2019 hat er den EDIT Essaypreis gewonnen. Sein Essay Falten & Inseln ist 2020 bei Matthes & Seitz erschienen. 2021 hat ihm das Schauspielhaus Wiendas Hans-Gratzer-Stipendium verliehen. Seit 2019 ist er Dramaturg am Schauspiel Hannover.

# Zerstörung, Ausweitung und Zeit bedeuten dem Körper gleichviel. 04 05

#### DIE WELT IST NICHT VER-**SICHERBAR**

John von Düffel

Prof. Dr. Jochen Streul, Risikoforscher und langjähriges Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen (WBGU), im Gespräch mit John von Düffel über Risikotypen, Schadenswahrscheinlichkeiten und Schicksal.\*

Herr Professor Streul, in Ihrer aktiven Zeit als risikopolitscher Berater der Bundesregierung haben Sie bereits 1999 in Bonn eine wegweisende Risikotypologie mitentwickelt. Dabei beschreiben Sie Modelle von verschiedenen Bedrohungen für die Menschheit - mit klangvollen Namen: Pandora für den Fall einer irreversiblen Einwirkung von Stoffen auf das biologische Leben durch beispielsweise Umweltgifte oder Gentechnik; Hydra bei einer Mehrdeutigkeit und Uneinigkeit über Ursache und Schaden wie etwa beim Elektrosmog; oder Kassandra bei einer großen zeitlichen Spanne zwischen Ursache und Schadensfall, siehe Klimawandel, um nur einige zu nennen. Wie beurteilen Sie die Gefahrenlage heute?

Ich hoffe, dass wir in diesem Gespräch nicht nur über die Pandemie reden, aber eines hat Corona zumindest deutlich gemacht: Globale Risikopolitik ist heute nötiger denn je. Die Politik muss sich auf unterschiedliche Risikotypen einstellen, von denen wir im Wissenschaftlichen Beirat seinerzeit einige herausgearbeitet haben, übrigens ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Deswegen plädiere ich auch weiterhin für die Gründung eines Rats zur Bewertung globaler Risiken. Der WHO sollten wir das Feld nicht überlassen, wenn wir den Ereignissen nicht chronisch hinterherlaufen wollen.

#### Wozu überhaupt? Was nützen sie im Ernstfall?

Das kommt darauf an, was Sie unter "Ernstfall" verstehen. Den Weltuntergang? Dann nützt auch die beste Typologie nichts. Doch aus Sicht der Risikoforschung wäre das nur das Schadensereignis und statistisch wie politisch nicht der Fokus. Es geht mehr um Gefahren als um die Katastrophen an sich. Und diese Gefahren sind vielfältig und gleichzeitig. Der Ernstfall ist jetzt.

#### Was können wir also von Ihren Modellen erhoffen?

Ein besseres Verständnis für den Gefahrenkontext, in dem wir uns befinden, und den statistischen Risikoverlauf. Das ist deshalb so wichtig, weil wir unserer eigenen Gefahrenwahrnehmung nicht trauen können, weder als Einzelne noch als Gesellschaft und auch nicht auf der Ebene der politischen Entscheider. Nehmen Sie das Modell *Damokles*, das für eine Kombination von geringer Wahrscheinlichkeit und hohem Schadensausmaß steht wie der Bruch eines Staudammes oder der Supergau eines Atomkraftwerks. Nach dem Mythos schwebte das Damoklesschwert an einem einzigen seidenen Faden über dem Kopf desjenigen, der an einer reich gedeckten Tafel saß wie ein König und scheinbar die Macht hatte, vor allem aber Todesangst. Interessanterweise transformiert unsere Gefahrenwahrnehmung diese lebensbedrohliche Situation mit zunehmender Dauer in Normalität. Wenn der Ernstfall länger nicht eintritt und der seidene Faden hält, dann gewöhnen wir uns an Gefahren und blenden das Risiko aus. Unser Bewusstsein folgt dem Muster: Was in der Vergangenheit gutgegangen ist, das wird auch in der Zukunft gutgehen. Doch gerade das ist aus statistischer Sicht

Der Faden wird dünner und reißt, das Fass füllt sich mit jedem Tropfen und läuft irgendwann über. Soll heißen: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Staudamm bricht oder ein AKW Strahlung freisetzt, steigt mit der Zeit, während unsere Gefahrenwahrnehmung in die Unterschwelligkeit absinkt. Das Niveau unserer Denkmuster liegt, was das betrifft, nicht weit über dem eines Hausschweins. Die Hand, die es Tag für Tag füttert, ist eben nicht ungefährlich. Sie wird irgendwann mit dem Bolzenschussgerät kommen und – zack!

#### Ihrer Einschätzung nach das größte Problem?

von Ängsten leiten und starren meist auf eine einzige Bedrohung wie das Kaninchen auf die Schlange. In der Hinsicht gleichen wir einem Spaziergänger, der bei Gewitter immerzu in den Himmel guckt und vom LKW überfahren wird. Mit dieser emotional gesteuerten Gefahrenwahrnehmung hat die Menschheit keine Chance zu überleben, glauben Sie mir.

#### Sehen Sie das Monothematische auch als ein Problem der Corona-

Nicht als ein Problem, sondern als das Hauptproblem! Ich fürchte, wenn wir in ein paar Jahren auf diese Krise zurückschauen, werden wir feststellen – falls wir das noch können –, dass wir vor lauter Fixierung auf diese eine Gefahr eine ganze Reihe von viel größeren und grundlegenderen Gefahren außer Acht gelassen haben.

#### Zum Beispiel den Klimawandel und die daraus resultierenden Extremwetterlagen?

Über den Klimawandel wurde auch viel geredet, und er war ein Monothema in den Jahren zwischen Flüchtlingskrise und Corona. Doch medial wurde er behandelt wie ein Sommerloch: eine Art Dauerproblem, über das man diskutiert, wenn es gerade nichts Dringenderes gibt, ein bisschen wie das Wetter zwischen Tagesschau und Tatort. Das hat mit dem speziellen Risikotypus zu tun. Wenn zwischen der Ursache, sprich dem Ausstoß von Treibhausgasen, und der Wirkung – Erderwärmung, Extremwetter, Naturkatastrophen – zu viel Zeit liegt, entkoppelt sich unser Handeln von seinen Folgen, allerdings nur in unserer Wahrnehmung. Die Tatsache, dass die Wirkung mit großer Verzögerung auftritt, heißt auch, dass wir sie ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr aufhalten können, egal, was wir tun. Im Beirat haben wir das Phänomen aus diesem Grund nach der berühmten Seherin Kassandra genannt, die weit vorausblickt, ohne dass ihr jemand glaubt.

#### An Corona hat zuerst auch niemand geglaubt, und jetzt ...

Uber Corona wird und wurde viel zu viel geredet, wie gesagt. Und ich möchte diesem Moloch an Monothematik keinen Satz mehr als nötig in den Rachen schmeißen. Aber auch das hat mit dem Risikotypus der Krankheit zu tun. Der Kranke ist auf seine Krankheit fixiert, der Gesunde, der die ganze Zeit nur noch von Krankheit hört, wird zum Hypochonder. Beide sind von diesem einen Thema wie besessen, als gäbe es keine anderen Probleme auf der Welt.

#### Noch eine letzte Frage dazu: In welche Ihrer Risikokategorien ordnen Sie die Pandemie ein?

Eindeutig Pandora. Die Büche der Pandora wurde aufgemacht, der Erreger ist in der Welt und kann nicht wieder eingefangen werden. Uns bleibt nichts anderes übrig als mit dem Übel zu leben oder zu sterben. Womit ich übrigens nicht gesagt haben will, dass das Virus aus irgendeinem Labor stammt und herausgelassen wurde. Die Büchse der Pandora geht auch auf, wenn für die gesamte Tierwelt alle anderen Lebensräume zugemacht werden.

#### Was läuft also falsch?

Das Verheerende am Monothema ist nicht nur, dass es alle anderen Probleme aus unserem Bewusstsein verdrängt. Es überragt auch den Kontext und steht scheinbar einzigartig da. Als Referenz zur Pandemie heute wird allenfalls die Spanische Grippe angeführt das ist mehr als hundert Jahre her – oder die Pest. Aber der Kontext ist nicht hundertjährig, sondern jetzt. 2020 war das Jahr der brennenden Wälder, angefangen von den Buschbränden in Australien über die Brandrodungen im Regenwald, die Flächenbrände in Sibirien und die Feuer in Kalifornien. Deutschland ist in 2020, was das angeht, glimpflich davongekommen, aber es hat das Symbolbild dafür geliefert: das Silvesterfeuer im Krefelder Zoo. Die in ihrem Käfig am lebendigen Leib verbrennenden Affen stehen aus meiner Sicht deutlicher als alles andere für unser gestörtes Naturverhältnis. Corona ist nur ein Symptom dieser Störung, so wie die verlorenen OP-Masken, die man neuerdings immer häufiger bei Waldspaziergängen findet und die noch nicht verrottet sein werden, wenn kein Mensch mehr von Corona redet. Kurzum, wir nennen etwas "Pandemie" und meinen, wir hätten damit einen Zusammenhang hergestellt. Aber über den Gesamtkontext der Naturzerstörung reden wir nicht. Wir sprechen nicht aus, dass wir den Planeten so schlecht behandelt haben, dass unsere zerstörerischen Methoden auf uns zurückschlagen und die Zerstörung uns zerstört. Aus meiner Sicht – Sie kennen meine Vorliebe für die alten Griechen – tritt das Verhältnis von Mensch und Natur mit den Temperaturanstiegen der letzten Jahre ins Stadium der Nemesis ein. Wir sind dem Planeten zu viel geworden. Die Erde will uns loswerden, zumindest in unserer bisherigen Lebensform und Lebensweise. Die Krankheit im ursächlichen Sinne sind wir.

#### letzt reden Sie über Corona ...

Angesichts unserer unzuverlässigen Gefahrenwahrnehmung: Was ist Über den Kontext von Corona! Auf einer politisch-operativen Ebene haben die Akteure und ihre Berater den Kampf für die Gesund-Wissenschaftlich formuliert: das Monothematische. Wir lassen uns heit und das Gesundheitssystem ausgerufen. Auf einer übergeordneten Ebene, die den Kontext in Betracht zieht, verteidigen wir die Krankheit – und zwar um jeden finanziellen, gesellschaftlichen, kulturellen und zwischenmenschlichen Preis. Wir "verteidigen" eine ungesunde, ausbeuterische und destruktive Lebensweise. Mit anderen Worten: Wir sind die Angreifer. Und wir bringen gerade einen gigantischen medizinisch-pharmazeutischen Apparat



in Stellung, um 2021 zum Jahr milliardenfacher Impfungen zu machen, einer globalen Injektion mit dem Kriegsziel, am Ende so weitermachen zu können wie bisher.

#### Um auch das Positive zu sehen: Erleben wir nicht gerade eine engere Zusammenarbeit zwischen Politik, Forschung und Wissenschaft als je zuvor in Ihrer aktiven Zeit? Das müsste Sie doch

Politik und Wissenschaft sind enger zusammengerückt, ja, das ist wahr, aber leider auch nur zur Hälfte. Es gibt eine wissenschaftliche Detailexpertise, die bei den Beratungen der Bundesregierung eine entscheidungsrelevante Rolle spielt. Aber es fehlt jedes größere Bild, eine Gesamtperspektive. Leute, die nie ein Labor von innen gesehen haben, reden von Covid-19, mRNA und B 1.1.7 wie virologische Laiendarsteller, aber eine übergeordnete Reflexion fehlt völlig. Auf der nächsthöheren Ebene wissen wir überhaupt nicht, was wir tun. Das ist blinder Aktionismus, genauer gesagt, Re-Aktionismus im Umgang mit Zahlen, die nur einen Bruchteil des Geschehens abbilden und die wir nur zu einem Viertel verstehen. Solange wir nicht auch eine größere Rahmendiskussion führen, handeln wir weder politisch noch wissenschaftlich vernünftig, sondern wie Fachidioten.

#### Damit subsumieren Sie unser Verhalten unter Ihr Gefahrenmodell Pythia, benannt nach der weissagenden Priesterin des Orakels von Delphi, die im Trancezustand und mit Rätselsprüchen die Zukunft

Pvtbia steht für die Kombination von unbekannter Wahrscheinlichkeit und unbekanntem Schadensausmaß, also dafür, dass wir nach der Prognose so klug sind wie vorher und im Grunde gar nichts wissen. Diese Ungewissheit ist bedauerlicherweise der augenblickliche Weltzustand: eine Gefahrenlage, die sich jeder Kalkulation entzieht. Ich habe als Versicherungsmathematiker angefangen, im Bereich Risikokalkulation und Schadensstatistik. Das war damals ein gut bezahlter Job. Heute ist das sinnlos. Selbst wenn es möglich wäre, alles auszurechnen unter Einbeziehung sämtlicher Faktoren und Unbekannten, wir könnten mit dem Ergebnis nichts anfangen. Die Welt ist nicht mehr versicherbar. Schauen Sie sich die jüngsten Zahlen der Versicherungswirtschaft an, insbesondere der Rückversicherer. Ein seriöses, Sicherheiten und Auffangnetze schaffendes Haftungs- und Gewährleistungsgeschäft existiert nicht mehr. Wir spielen nur noch Katastrophen-Lotto.

#### Das klingt nicht gerade optimistisch ...

Doch, doch. Wir sind zum Optimismus verdammt. Als Letztes in der Büchse der Pandora bleibt die Hoffnung.

#### Aber haben wir noch reelle Handlungsoptionen? Was können wir

Mein Vater, wissen Sie, wurde in den letzten Kriegsmonaten trotz seiner achtzigprozentigen Sehbehinderung - noch zwangsrekrutiert und an die Ostfront geschickt, an eine Verteidigungslinie in der Ukraine. Das war eine sehr reelle Gefahrenlage, um nicht zu sagen, ein Todesurteil, und vielleicht kommt mein Interesse für Risikoberechnung daher. Jedenfalls werde ich nie vergessen, wie ich – viele Jahre später – während meiner Doktorarbeit über lauter Zahlen saß und er zu mir ins Zimmer kam. Wir redeten über Wahrscheinlichkeitsrechnung und landeten bei seiner Zeit als Halbblinder im Schützengraben, dessen Überlebenschancen gegen null gingen. Manchmal, sagte er, hätten nur Millimeter gefehlt. Doch nachdem so viele Kameraden gefallen seien, links und rechts neben ihm, Soldaten, die viel besser ausgebildet waren und das Mündungsfeuer sehen konnten, habe sich in ihm ein Gefühl von Schicksal breitgemacht, eine Art schicksalhafte Gewissheit, dass es irgendwo da draußen eine Kugel gab, auf der sein Name stand und die darauf wartete, abgefeuert zu werden, um ihn zu treffen und zu töten, egal, ob er in Deckung ging oder voranlief, egal, was er tat, unabhängig von jeder Wahrscheinlichkeit und

#### Und was hat er getan?

Er hat sich geduckt und gerechnet.

#### Herr Professor Streul, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Anmerkung des Autors: Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass dieses Gespräch frei erfunden ist und so nie stattgefunden hat.

John von Düffel arbeitet als Dramaturg am Deutschen Theater Berlin und ist Professor für Szenisches Schreiben an der Berliner Universität der Künste. Seit 1998 veröffentlicht er Romane und Erzählungen, zuletzt Das Klassenbuch. Seine Werke wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem aspekte-Literaturpreis und dem Nicolas-Born-Preis.

#### **POPI**

#### Constanza Aguirre

Als sie sich in den metallicblauen Overall zwängte, wollte ihr eine jener Halbwahrheiten nicht einfallen, die so unschuldig daherkommen und es dann doch in sich haben, wie zum Beispiel, dass man Linsen mit Reis kombinieren soll, wegen des Eisengehalts, dass aber Bier mit Wassermelone zu mischen den sicheren Tod bedeutet, dass Sellerie das einzige Gemüse ist, das beim Kauen mehr Kalorien verbrennt als man aufnimmt, dass für jedes ausgerissene graue Haar hundert neue nachwachsen oder dass man auf Quallenstiche pinkeln muss; all dieses Wissen eben, das sich wie harmloser Staub beharrlich auf unserem Hirn absetzt, ohne das wir aber einer bedrohlichen Klarheit schutzlos ausgeliefert wären; jener Klarheit auf die unbarmherzige, totlangweilige Realität prallen lässt. Während sie also mit dem metallicblauen Lycraoverall kämpfte, kra-sich ihre Karriere zwar anders vorgestellt, aber immerhin konnte schüler hatte ihr einmal davon erzählt, oder ein Schwimmlehrer. Aber alles Erinnern war wie blockiert in den Tiefen des schmierigen Stoffs, er klebte an ihrem Körper, als sollte sie luftdicht verpackt

schmutzig! Raus mit dir, verteil lieber den Kram.

- Ich muss mich erst daran gewöhnen ..

Sie kam nicht dazu, ihre Gründe anzuführen, denn María de los Angeles war abgerauscht, versetzte der Schwingtür, die Speiseraum und Küche trennte, noch einen ordentlichen Stoß und verschwand dann im Dunst. Eine Welle von Geschäftigkeit wogte in den Raum, kam und ging in immer größeren Abständen, bis über allem wieder eine beklemmende Stille lag. Innerlich zitterte sie, zwischen Brust und Kehle setzte es sich fest, löschte etwas aus, das sonst leuchtete. wie schon so vieles, von dem sie fürchtete, es würde sich vielleicht nie wieder entzünden. Sie dachte an ihre Mutter, die immer sagte, das mit der Schauspielerei sei doch Wahnsinn, warum sie so elendig weit weg müsse, was denn schlecht sei am Volkshochschultheater, die sagten ihre Texte doch wunderbar auf, manchmal seien sie sogar witzig. Ihr Blick fiel auf ihren Popi-Putz und ein Schwall Spucke blieb ihr im Halse stecken. Sie schüttelte ihren Schmerz ab, wobei einer blankgeputzten Fensterscheibe, die uns gegen unseren Willen Popis Matrosenhut auf dem Boden landete. Sie bemerkte es nicht, versuchte stattdessen, das Positive an der Sache zu sehen: Sie hatte mte sie danach in ihrem Gedächtnis, irgendein neunmalkluger Mit-sie "Bühnenerfahrung" sammeln, wie man unter Profis sagte, außerdem gab sie weniger Geld für Essen aus und konnte exotische Gerichte probieren, galizische Spezialitäten waren das für sie, und nebenbei bekam sie einen Vorgeschmack auf die Hauptrollen, denn

gesetzt. Ihr Leben breitete sich vor ihr aus, sie konnte das Licht oder die Umrisse des Maskottchens oder der toten Oma am anderen Ende des Tunnels erahnen. Endlich erfuhr sie am eigenen Leib, beziehungsweise am eigenen Schaumstoff, was ihren Vorsprechen vor dem Spiegel fehlte: das Unvorstellbare. Das, was Al Pacino passiert sein soll, als er noch ein Niemand war, ein sehr berühmter Regisseur hatte ihn fegen oder Sonnenblumenkerne essen sehen und sofort gewusst, der muss in meinem Film mitspielen. Sie erinnerte sich vage an eine ähnliche Geschichte mit Jennifer López und ihrem Hintern. Sah das ungläubige Lächeln ihre Mutter vor sich, die ihr absurdes Exil im Nachhinein guthieß. Da wurde sie von einem Stück Brot getroffen: Der kleine Satansbraten war auf die Idee gekommen, Popi kreischend zu füttern, "damit der Pimmel wieder wächst". Sie beachtete das Geschoss nicht, fassungslos ob der Anwesenheit des Cineasten in La Mar de Sabroso wusste sie, dass sie ihn ansprechen musste. Eines der Tentakel hinderte sie daran, es hatte sich in einem Kinderstuhl verhakt. Sie versuchte, loszukommen, während María de los Ángeles völlig außer sich geriet und ihre sofortige Anwesenheit forderte. Taub vor Aufregung zog sie mit aller Kraft an ihrem gefangenen Glied, Kinderstuhl und Kleinkind fielen krachend zu Boden. Die von Panik ergriffene María de los Ángeles eilte zum Ort des Geschehens, während Pedro Almodóvar zwei Scheine auf den Tisch legte und mit der klaren Absicht, zu

### Fröhlich schwenkte sie die Tentakel.

werden. Der Geruch ihrer vielen Vorgänger hatte sich in jeder synthetischen Faser festgesetzt, benebelt kam sie zu dem Schluss, das müsse, ohne jeden Zweifel, das Schlimmste an Popi sein. Zwischen Würgen und Krämpfen dachte sie, das Ding einmal im Monat in die Wäscherei zu geben, dürfte nicht so teuer sein, naja, ihre Mutter sagte immer, manche Leute seien einfach elendig geizig. Was ihr Gedächtnis so eifrig suchte, hatte mit dem Oktopus zu tun, aber da war nichts zu machen, nachdem sie in den stinkenden Overall gestiegen war, wurde ihre ganze Aufmerksamkeit schon von der Aussicht beansprucht, sich irgendwie in Popis massigen Schaumstoffkörper einfügen zu müssen. Dann mussten die sieben Tentakel drapiert und eine legendäre Amputation kaschiert werden, vorgenommen hatte sie dem Hörensagen nach ein Gast, der Alkohol und Meerestieren gleichermaßen zugetan war; mit dem Tentakel in der Hand soll er bereut haben, dem Weichtier zu nahe gekommen zu sein und als Entschuldigung eine entfernte Verwandtschaft mit Jacques Cousteau angeführt haben. Als nächstes musste sie sich die weißen Handschuhe überstreifen und die Flyer holen, dann durfte sie sich draußen in der Sonne grillen lassen. Grillen und Grille, fast ein Wort, dachte sie, die armen Grillen, singen vor lauter Hitze immer lauter, bis sie platzen. Trotz der gepolsterten Handschuhe bekam sie die Toilettentür auf und trat hinaus, in voller Größe. Wie sollte sie sich bloß bewegen, ohne dass man ihr die Schwierigkeiten ansah, gar nicht leicht, sie hatte diese Rolle ja noch nie gespielt. Dabei war es ihrer Leistung nicht gerade zuträglich, dass sich ihre Augen auf der Höhe von Popis Mund befanden, es gab also noch ziemlich viel Popi in Sphären, die ihr kaum bewusst waren; Popi zu spielen wurde so ein beinahe tollkühner Akt.

Das Restaurant war noch leer, aber in der Küche wurde bereits hantiert. In den Töpfen blubberte das Wasser, nach und nach nahm es Popis Verwandte, Freunde und Bekannte in Empfang. So gut sie konnte, bahnte sie sich einen Weg durch den Speiseraum. Ihre Chefin holte aus allem heraus, was sie konnte, ihr Motto war die gute alte Regel, dass man Essen, das weniger als fünf Sekunden auf dem Boden gelegen hatte, problemlos zurück auf den Teller bugsieren konnte, auch den Raum hatte sie so mit Tischen vollgestopft, dass man das Gefühl hatte, eine farblose Version von Tetris zu durchlaufen. Sie hatte kein Gefühl dafür, wie groß sie war und räumte mit einem der sieben Tentakel ein Tablett mit Olivenölfläschchen, Salz- und Pfefferstreuern ab, mit ziemlichem Gepolter. Daraufhin erschien María de los Ángeles wie aus dem Nichts, sie hatte einen Packen Rechnungen im Mund, einen Taschenrechner in der Hand und machte ein dummes Gesicht. Sie spuckte die Zettel aus, um bequemer brüllen zu können.

- Was ist hier los?!
- Verzeihung, man sieht damit nicht gut.
- Sag bloß, Du trägst zum ersten Mal ein Kostüm? Ist das nicht das ten. Einzige, was ihr Schauspieler könnt? – bellte María de los Ángeles und versuchte dabei, den Schaden abzuschätzen.
- Verzeihung, ich mach es gleich weg antwortete sie und unternahm einen Versuch, sich hinzuknien und die ölverschmierten Scherben aufzulesen.

auf tausenden von Werbezetteln stand "Im Wirtshaus La Mar de Sabroso dreht sich alles um den Oktopus".

Zwei Stunden später war das Restaurant brechend voll und María de los Ángeles holte sie herein, sie sollte "den Laden aufmischen". Improvisation war noch nie ihre Stärke gewesen, und ohne Text zwischen im Akkord futternden Leuten den lustigen Oktopus zu spielen, war wirklich schwer. Sie trat ein, mit dem typischen Premierenlampenfieber, das auf den Darm schlägt. Im Restaurant war die Hölle los. Es war außergewöhnlich laut, kreischende Kinder flitzten zwischen Tischen herum und schwitzende Kellner wichen ihnen aus, alles unter María de los Angeles' unerbittlichem Blick. Eine große Gruppe machte ziemlich viel Radau, die alte Dame am Kopfende des Tisches trug eine Pappkrone. Ihre Albariño-triefenden Tischnachbarn stopften Oktopus und Lacón in sich hinein, sogar eine ganze Meeresfrüchteplatte, zur übergroßen Freude des Chefinnengeldbeutels. Die alte Dame saß ganz still; einen Moment lang glaubte sie, eine Tote vor sich zu haben, oder gar eine Mumie. Sie wollte nachsehen, versuchte, sich einen Weg zu bahnen und blieb bei einer Familie hängen, die aus Vater, Mutter, einem Sechsjährigen und einer Sechzehnjährigen bestand, allesamt in eine hitzige Diskussion verwickelt. Die Eltern drängten das Mädchen, zu essen, "drei Scheibchen Lacón werden dich nicht umbringen". Das Mädchen hatte die Arme verschränkt, sah demonstrativ in die andere Richtung und kaute wütend auf ihrem Unterlippenpiercing herum. In einem Versuch, die Wogen zu glätten, warf sie alles über den Haufen, was sie in der Schauspielschule mit der verdammten "Methode" gelernt hatte und streckte dem Jüngsten ihre Schaum-

- Hau ab, du Mistvieh! stieß ihr der Junge mit Piepsstimme ent-
- Nicht so ungezogen, Víctor Manuel wies ihn die Mutter zurecht. – Ist der hässlich – lachte der Vater los, und der Sohn stimmte
- Ihr seid Idioten. Am besten wärt ihr tot urteilte das Mädchen. - María Eugenia, sei nicht so ungezogen und iss. Was soll denn der Unsinn mit dem Essen.
- Das sind Tiere, Mama. Wie wir. Sie leiden, sogar sehr sagte sie und wischte sich wütend eine Träne von der Wange. Ihre Brust wurde wieder eng, die Schwärze wollte weiter um sich
- greifen; um ihr nicht zu erliegen, widmete sie ihnen ein kleines Tänzchen und schwenkte fröhlich die Tentakel.
- Sieh mal, Víctor, dem fehlt ein Pimmel! der Vater hatte Popis Tentakellücke entdeckt.

Unter dem bösen Gelächter von Vater und Sohn schrie María de los Ángeles aus der Küche nach ihr; sie ging, ihr Publikum hatte ohnehin genug. Auf dem Weg wurde sie von einer Stimme zurückgehal-

- Entschuldige, ich glaube, der gehört dir.

Der Groschen fiel nicht gleich. Sein Gesicht kam ihr bekannt vor, aber sie verstand erst, als er zu seinem Tisch zurückging, fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, was in ihrer geliehenen Körperlichkeit viel heißen wollte. Almodóvar höchstpersönlich hatte - Was machst du da? Vorsicht! Bist du blöd? Du machst das Kostüm Popis Matrosenhut gefunden und ihr soeben auf ihr weiches Haupt

gehen, die Tür ansteuerte. Dem Kind ging es anscheinend gut, es weinte recht schön, ein untrügliches Zeichen, dass es noch unter den Lebenden weilte. Sie musste zu Pedro, bevor ihre einzige Chance dahin war. Das verhedderte Tentakel wollte nicht nachgeben, also sah sie sich gezwungen, gegen alle Regeln ihrer Zunft zu verstoßen, zerrte mit den Füßen den lästigen Handschuh herunter und bewaffnete sich mit einem Messer, dass ein eintopflöffelnder Gast liegen gelassen hatte. Ein Kellner stürmte mit einer riesigen Tarta de Santiago herein, auf der fröhlich eine Neun und eine Null vor sich hinbrannten, dann brachte ein auf wundersame Weise angestimmtes "Happy Birthday" wieder Leben in die alte Dame/ Mumie. Blindwütig zerrte María de los Ángeles an Popi, mit solcher Kraft, dass das Messer schließlich Oberhand über das Tentakel gewann und sich dank des berühmten Trägheitsgesetzes zielsicher zwischen die Rippen ihrer Chefin grub. Ohne das Blut zu bemerken, rannte sie auf die Straße, endlich frei, und hinterließ auf den Tischen ein heilloses Durcheinander, Gläser, Teller, Grelos und Zamburiñas fielen reihenweise herunter. Die jaulende María de los Ängeles zählte die Sekunden. Jemand rief einen Krankenwagen. Pedro! Warten Sie doch!

Herrn Almodóvar bot sich ein recht verstörendes Bild: Ein verstümmelter, blutverschmierter Schaumstoffoktopus raste wie ein Besessener auf ihn zu. Er floh, blind vor Angst, so blind, dass er den Lastwagen nicht kommen sah. Ihr fiel ein, dass eine Mutter angeblich ein Auto mit einer Hand anheben kann, wenn ihr Kind in Gefahr ist. Sie dachte an ihre Mutter, die so elendig weit weg war, und Dunkelheit kroch in jeden Winkel ihrer getarnten Menschlichkeit, breitete sich immer weiter aus, während ihr einfiel, dass wir nur zehn Prozent unseres Gehirns benutzen, dass Obst zum Nachtisch dickmacht und Walt Disney eingefroren wurde; als ihr aber endlich einfiel, dass das intelligenteste aller Weichtiere der Oktopus ist, kamen ihr die Tränen.

Aus dem chilenischen Spanisch von Franziska Muche

Constanza Aguirre, geboren in Santiago de Chile, ist Autorin und Schauspielerin. Sie lebt und arbeitet in Barcelona.

Kein Mensch kann glücklich sein, ohne irgendwann das zu tun, was er fürchtet.

# 0809

#### **PHILOSOPHIE EINES BESUCHS**

Adrian Nathan West

Heute kommen meine Mutter und meine Schwester zu Besuch. Zum Glück muss ich am Abend arbeiten.

Nicht, dass ich sie nicht lieben würde – aber soll ich so tun, als hätte ich Gewissheit darüber, worin mein privates Verständnis von Liebe besteht oder über die Legitimität dieses Begriffs eines privaten Verständnisses, geschweige denn darüber, was Liebe im Allgemeinen zu bedeuten hat?

Repräsentierte das nicht, wenn nicht Eitelkeit, so doch zumindest einen verwerflichen Rückfall in eine Seinsweise – einen Handel mit Gemeinplätzen, vermischt mit der Art von larmoyanten Zweifeln, die den flüchtigen Einbruch jener geistigen Freiheit signalisieren, die uns endlich erlauben könnte, uns selbst und andere auf originelle Weise zu begreifen, würden wir sie nicht immer unterdrücken oder brachliegen lassen –, käme das nicht einem Ausweichen vor der Last des Denkens gleich, dem ich geschworen habe (das heißt, ich habe mir selbst gesagt, dass ich es geschworen habe) nicht nachzugeben?

Auf Geheiß dieses Schwures zögere ich bei meinen Behauptungen, mich fragend, ob sie ein Denken darstellen oder den bloßen Austausch von Worten, die nicht auf das Denken hinweisen, gegen andere, die dessen Eindruck zu bewahren scheinen.

Wenn meine Mutter und meine Schwester sich wünschten, an einem Ort wie dem, in dem ich lebe, und in der Nähe einer solchen Person wie ich zu sein, so fällt mir ein, dass sie diesen Wunsch irgendwann in ihrem Leben verwirklicht hätten; und so frage ich mich, was aus einem solchen Besuch werden soll, fürchte, dass keiner von uns das vorher durchdacht hat, und weil keiner von uns weiß, was die richtigen Ziele eines solchen Besuchs sein sollten, stelle ich mir vor, dass er dazu verdammt ist, sich als Enttäuschung zu erweisen.

Es ist aber schmerzhaft, diese Dinge laut auszusprechen, und wir sind außerdem daran gewöhnt, uns auf ein gewisses Maß an Falschheit und Doppelzüngigkeit zu verlassen, um uns in unseren Beziehungen zu anderen zu stützen, und diese plötzlich zugunsten der Ehrlichkeit aufzugeben, wie ich es oft erwäge, hieße, uns dem Unglück auszuliefern, denn wir haben keine wirkliche Bekanntschaft mit der Ehrlichkeit als einem Leitprinzip für die Existenz, außer vielleicht in Geschichten von Tolstoi oder Tschechow oder Stifter, deren Handlungen zu weit von unseren eigenen Verhältnissen entfernt sind, als dass sie uns in irgendeiner wesentlichen Weise betreffen könnten.

Wir haben das Gefühl, dass Ehrlichkeit sich als taktlos erweisen würde, und haben uns nie die Mühe gemacht, uns die verschiedenen Bereiche von Ehrlichkeit und Takt zu verdeutlichen und wo das eine auf das andere treffen könnte; wir ziehen es vor, aus vermutlichen Gründen, wie ich annehme, auf diesem Gebiet einfach zu improvisieren; und unsere Intuitionen hinsichtlich der Güte der Ehrlichkeit und des Imperativs der Güte im Allgemeinen geben unseren Überlegungen nur vage nach, während der Nutzen der Falschheit oft reflexartig offensichtlich ist.

Ich habe eine Lieblingserinnerung an meine Schwester: Ihr Haar ist immer noch blond, ihr Körperbau schlaksig, die Knochen noch zu lang für das Fleisch. Sie hat sich noch nicht ihr erstes Auto gekauft. Sie ist zur Kindertagesstätte gelaufen, um mich abzuholen, weil meine Mutter spät nach Hause kommt.

Bowlby und andere argumentieren, dass die Liebe als solche auf der Mutter-Kind-Liebe beruht und dass die Liebe darüber hinaus progressiv ist, sodass das Scheitern des Aufbaus affektiver Bindungen zur Mutter oder zu einer mutterähnlichen Figur das Erreichen sekundärer und tertiärer Formen der Liebe unmöglich macht; dennoch ist es wahr, dass spätere Formen der Liebe einen eigenen Geschmack haben, dass sie etwas hinzufügen und nicht bloße Rekapitulationen infantiler Sehnsüchte sind.

Der Anblick meiner Schwester gab mir zu dieser Zeit einen besonderen Frisson – ich fühle mich gezwungen, anstatt diesen Gallizismus auszuschneiden, seine Anwesenheit hier darauf zurückzuführen, dass ich heute Morgen in einer Viertelstunde Ruhe Frank Kermodes Essay (seinen letzten, er starb nicht lange nachdem er ihn geschrieben hatte) in der London Review of Books las, über die Verwendung des Wortes

es scheint mir, dass dies etwas mit dem zu tun haben könnte, was ich hier zu sagen habe, obwohl ich gestehe, keine Ahnung zu haben, was der Ausdruck zu tun haben bedeuten könnte.

Der Anblick meiner Schwester gab mir eine Art Frisson – das Wort unter anderem Werke von Sibylle Lacan, Josef Winkler, Hermann Burger suggeriert für mich weniger das Zittern des Unheimlichen als jenes und Kike Ferrari ins Englische. 2022 erscheinen zwei neue Bücher: My Kribbeln in den Unterschenkeln, das auftritt, wenn man aus seinen Gedanken herausgerissen und ins Sinnliche hineingeworfen wird – inmitten der Klammheit einer gehaltenen Hand und des süßen Geruchs von Abgasen, die ihrerseits an David Gearys Behauptung erinnern, dass Bewusstsein in erster Linie als Antwort auf Probleme entsteht, für die die Routinen der unwillkürlichen Erinnerung

Es ist die offensichtliche Nutzlosigkeit des bewussten Erinnerns inmitten von zielgerichteten Ratiozinationen, die diese Erinnerungen in ein so rätselhaftes Licht taucht.

Wie ein Reflex – ich denke dabei vielleicht unbewusst an einen anderen Schriftsteller und seine ungewöhnliche Verbindung zu seiner jüngeren Schwester, die für ihn eine für seine künstlerischen Bemühungen unerlässliche Quälerei war – halte ich nicht die Idee, sondern den Ausdruck verdrängte inzestuöse Sehnsüchte für einen möglichen Ursprungspunkt für diesen Schauer. Das Verbotene, wie das Bewegende, lässt die Härchen auf der Haut aufsteigen. Aber die Phrase verdrängte inzestuöse Sehnsüchte ist lächerlich, ein schaler Freudianismus. Wenn wir klug sind, lernen wir diese schalen Freudianismen, zusammen mit der Phrase schaler Freudianismus, irgendwann im frühen Leben (ich erwarb meinen eigenen Bestand zwischen vierzehn und sechzehn, durch die Lektüre von Totem und Tabu, Robert Stoller und Wilhelm Stekel), und obwohl sie absurd sind, dienen sie jahrelang als Fundus für wissende Anspielungen und nicht sehr lustige Witze, wenn wir uns unter Mitgliedern unserer gleichen intellektuellen Klasse befinden oder einer, die wir gerne erreichen würden.

Diese schalen Freudianismen bilden, wie alle anderen scheinbaren Ideen, die sich im Laufe dessen, was wir für die Entwicklung unseres Geistes halten, in unseren Gedanken niederlassen, den Ausgangspunkt für das, was wir als unsere Spekulationen über die Wirklichkeit bezeichnen, obwohl sie in Wirklichkeit der Logik der Phantasie gehorchen oder sich wie eine Hängematte über den Hohlraum des Nicht-Denkens spannen und nicht weniger als das abscheulichste Klischee unser Verhältnis zu jenen Momenten der Verwirrung verdunkeln, die unser einziger Zugang zum ungetrübten Gefühl der Existenz sind.

Einen schalen Freudianismus oder irgendeine andere scheinbare Idee auszusprechen, bedeutet, sich dem Verstehen durch den Anschein des Verstehens zu entziehen, um die Reihe der Gewohnheiten und Errungenschaften wieder aufzunehmen, für die das Verstehen ein Hindernis ist – Gewohnheiten und Errungenschaften, die uns oft aus unserem eigenen Leben vertrieben zu haben scheinen.

Dieser Frisson war der Nervenkitzel, die Mischung aus Angst und Hochgefühl, die die Erkundung des Kindes im sogenannten Stadium der Loslösung begleitet, jene ersten Ausflüge ins Vergnügen, bei denen die Mutter keine Rolle spielt, so scheint es mir jedenfalls, nachdem ich einen Bericht über dieses Stadium in Learning to Love von Harry Harlow gelesen habe. Dieser Bericht klang für mich wahr, und so habe ich ihn geglaubt und das Wenige, an das ich mich erinnere, wiederholt, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, ohne mich zu fragen, was eigentlich passiert, wenn eine Reihe von Worten wahr klingt.

Das Vergnügen an jenem Tag bestand darin, eine Durchgangsstraße zu überqueren, die zwischen der Kindertagesstätte und meiner Nachbarschaft lag. Sie war immer von Autos befahren, und meine Mutter hatte mich gewarnt, sie zu überqueren.

Psychologen machen viel aus dem Erfolg von Kindern bei instrumentellen Unternehmungen. Der Kriminologe Lonnie Athens postuliert frühe Erfolge in der Anwendung von Gewalt für vorbestimmte Zwecke als entscheidendes Moment in der Entwicklung der antisozialen Persönlichkeit; umgekehrt können wiederholte Misserfolge zu Perversionen authentischer Impulse führen, wie in Reaktionsbildungen oder der Entwicklung von Fetischen bei andernfalls impotenten Subjekten. Unabhängig davon kann kein Mensch glücklich sein, ohne irgendwann das zu tun, was er fürchtet, und auf diese Weise das Gefühl der Freiheit in sich selbst entstehen zu lassen: und in der Dämmerung über die Straße zu laufen, meine Hand in der meiner Schwester, ist die erste Erinnerung, die ich an die Freiheit habe und ihre grundlegendste Form in meinem Geist. Es war kühl in dieser Nacht, und obwohl man bei solchen Dingen nie sicher sein kann, glaube ich, dass ich mich aus diesem

Frisson in Eliots Kritik, das der Autor mit Schauder übersetzt, denn Grund in einem kühlen Klima wie dem von Mitteleuropa immer am freiesten fühle und die Hitze des Mittelmeers oder des amerikanischen Südens als so drückend empfinde.

> Adrian Nathan West, Autor und Übersetzer, lebt in Spanien. Er übertrug Father's Diet und The Philosophy of a Visit. Sein erstes Buch Ästhetik der Erniedrigung wurde 2020 im Merve Verlag auf Deutsch veröffentlicht.

#### YOU CAN'T RUN FROM THE DEVIL SO LET THE DEVIL RUN FROM YOU

Nora Khuon



Der Kapitalismus wurde von Joseph Vogl einmal als ein System beschrieben, das mit dem "Risiko des Ungedeckten" operiert. Das Geld ist nicht real, sondern rein fiktiv, eine Erfindung. Im Geld, so Vogl, formuliere sich, so verstanden, ein "Reservoir an Hoffnung" auf ewiges Wachsen, Anhäufen, Vermehren. In der Krise entpuppt sich die Hoffnung als Blase. Geplatzt liegt sie zu unseren Füßen, und wir schauen sie betreten an. Manches Mal raufen wir uns die Haare, ja vielleicht zweifeln wir auch am gesamten System, das immer mehr will, aber trennen können wir uns dann doch nicht davon, wo das Wachsen doch scheinbar naturgegeben ist. Ich wachse, warum dann nicht auch die Dinge um mich herum – ob nun greifbar oder auch nicht. Können nicht Liebe, Güter, Geld und Glück in gleichem Maße wachsen wie ich? Hieße an das Stagnieren des kapitalen Wachstums zu glauben auch, das eigene Wachstum zu negieren? Ist wachsen nicht auch entwickeln? Wohin treiben wir denn, wenn wir uns gar nicht mehr entwickeln, sondern im Jetzt verharren? Also begraben wir die Hoffnung nicht, heben sie auf, päppeln und nähren sie: ein neuer Versuch in alter Systematik. Es scheint in unsere Matrix übergegangen zu sein, mehr zu wollen, als da ist und unseren Planeten zugunsten des freien Marktes zu plündern, bis er zugrunde geht. Doch, so Vogl: "Das Kapital ist ja nur ein bestimmter Vermehrungszwang, den moderne Gesellschaften sich selbst auferlegt haben" – eine Erfindung, eine zweite Natur, die man scheinbar ebenso wieder hinter sich lassen kann, wie man sie einstmals angenommen hat.

Wieso nicht etwas Neues erfinden? Wieso nicht eine neue Entwicklung starten? Diesmal nicht linear, sondern verästelt, tentakelartig, ungerichtet gerichtet, verbindend, Lücken öffnend und schließend. Das einzelne Subjekt, das seine Kraft aus sich und seinem Intellekt schöpfte, stünde nicht mehr im Mittelpunkt, sondern Vielen, das den Versuch wagt, das Gefühl zu rehabilitieren und die Natur als Partnerin, nicht als Lieferantin zu begreifen. Denn wir riskieren unsere Erde aufgrund der Erfindung einer Ökonomie, die sich eng verknüpft mit dem Gedanken, dass unsere einzige Gewissheit das Denken und Zweifeln ist und wir das Zentrum der Welt, frei zu tun und zu lassen, was uns gefällt: Wachsen und Ausdehnen im Sinne der Freiheit und der Subjektivität. Doch wie Byung-Chul Han feststellt, ist die so verbundene Freiheit trügerisch: "Das neoliberale Subjekt ist nicht fähig zu Beziehungen zu anderen, die frei vom Zweck wären. Frei-sein bedeutet ursprünglich bei Freunden

sein. Die Freiheit ist im Grunde ein Beziehungswort. Man fühlt sich wirklich frei erst in einer gelingenden Beziehung, in einem beglückenden Zusammensein mit anderen. Die totale Vereinzelung, zu der das neoliberale System führt, macht uns nicht wirklich frei. So stellt sich heute die Frage, ob wir die Freiheit nicht neu definieren müssen, um der verhängnisvollen Dialektik der Freiheit, die diese in Zwang umschlagen lässt, zu entkommen."

Das unerschütterliche Fundament Descartes' ist längst rissig und rottig. Also fort damit und auf zu neuen Ufern. Warum sollten wir uns vom Kapitalismus vor sich her treiben lassen, lasst uns den Kapitalismus lieber vertreiben (und das freiheitliche Dilemma hinter uns lassen). "You can't run from the devil so let the devil run from you" (Digger Barnes).

Was müssten wir riskieren, um unseren Planeten nicht vollends zu ruinieren, Corona einzudämmen, sozial verträglich zu sein? Könnte Verzicht das Wagnis unserer Zeit sein? Kann sich daraus eine Alternative jenseits erlernter Strukturen ergeben, die wir mit den Mitteln der Kunst gestalten könnten? Kann ich das Risiko eingehen zu verschwinden, damit etwas anderes entsteht, oder bestehe ich gerade in der Lücke? Kann ich Beziehungen finden, zweckfrei in vollkommener Freiheit und Gebundenheit?

Der Kern einer alternativen Umordnung begründete sich darin, Abstand vom menschlichen Subjektivismus zu nehmen. Aber wie funktioniert das? Wie stellt man sich selbst zurück und wird Spuren los, die das gesamte Anthropozän durchfurchen? Simpelst gesagt, beginnt es schon damit, dass man zuhört, wirklich zuhört; nicht um danach zu sprechen, sondern um das Gehörte in sich selbst hineinzuverwandeln und einen echten Dialog zu führen. Kein Warentausch, keine leere Zirkulation von Dingen, die das Ich vereinzelt und es nur mit sich selbst konfrontiert, sondern ein Begegnen ein Verbund von Mensch, Tier, Pflanze und Welt: ein Netzwerk von mit dem Anderen. Ist das nicht das Wagnis, das es bräuchte? Und zwar nicht, weil es sich im klassischen Sinne lohnt, sondern weil es uns jenseits des Sich-Lohnens führen könnte. Weil das Raue, das sich widersetzt, das uns überrascht und fordert, unsere Neugierde anstachelt, uns denken lässt, uns umdenken lässt, genau das ist, was wir kaum noch kennen, geschweige denn praktizieren. Die Differenz, die Irritation des Eigenen, wird konkret, und damit könnte eine Gemeinschaft überhaupt wieder spürbar werden. Das Wagnis, Sicherheit, die längst zu einem Massensterben geworden ist, zu verlassen und sich der Irritation zu öffnen, wäre die Möglichkeit auf eine Wende. Sie wäre nicht bloße Gefahr, sondern ein Horizont,

Lasst uns ZUIT Kugel Weden.

1()11

an dem sich Wachstum neu definiert, eines, das wir lange vermisst haben. Konkrete Zeit müsste den Platz der abstrakten Zeit einnehmen, das Hier und Jetzt zu besetzen wäre die Handlung gegen den Fortschrittsglauben. Es gälte aber nicht, sich wieder selbst ins Zentrum dieses Hier und Jetzt zu bugsieren, sondern eine Lücke zu formulieren und die eigene Spur zu verwischen.

Friederich von Borries hat vor ein paar Monaten mit "Schule der Folgenlosigkeit. Übungen für ein anderes Leben" ein Projekt gestartet, das genau mit diesen Gedanken operiert. Er initiierte unter anderem ein Stipendium, das 1600 Euro auslobte dafür, etwas nicht zu tun. Das Risiko wird also im Sinne des kapitalistischen Grundmusters abgefedert, und gleichzeitig schlägt es sich mit seinen eigenen Waffen, indem das Projekt Leistung umdeutet. Nicht mehr für die Tat, sondern für die Auslassung wird Lohn in Aussicht gestellt. Dabei geht es nicht ums Faulenzen, sondern darum, aktiv eine Tat auszusetzen, um einer anderen Raum zu geben: aktives Zuhören, aktives Schützen unserer Umwelt durch Unterlassungen, aktives Zurücktreten, um Heilung zu ermöglichen. Die Hoffnung läge darin, dass die Lücke, die man selbst entwirft, und die Ermöglichung des Anderen dazu führen, etwas wirklich Gemeinsames zu bilden, in dem das Eigene nicht mehr relevant scheint, weil sich eine Form des Zugehörigen formiert.

"Gute Gedanken sind wie Zelte: Man kann sie auf- und abbauen. Man kann sie zerstören, während Meinungen wie Betonklötze in der Gegend herumstehen", sagte einmal Schlingensief in einem Interview. Wenn wir uns wieder irritieren lassen und unser Zelt aufund abbauen, anstatt wie ein Klotz in der Landschaft herumzustehen, könnte das eine Erfindung sein, die Gemeinschaft praktiziert jenseits kapitalistischer Strukturen. Die Irritation, die Bewegung gälte nicht mehr als Schwäche. Ganz im Gegenteil: Es würde offenbar, dass nur in der gedanklichen Bewegung die Möglichkeit der Berührung besteht. Das Risiko des Gedankens bricht mit der Gewohnheit. Die alte Bahn, das System ist verlassen. Die Linearität würde dem begegnen, was Kluge als "ein kugelförmiges Erzählen mit geschwächten Konsequenzen und Kausalketten" beschreibt. Damit glaubte er den Zeitpfeil, der die Wunde in die Welt trägt, umkehren zu können. "Der Zeitpfeil dreht sich wie eine Kompassnadel, Abdriften entstehen, und durch eine Veränderung des Winkels kommt man in einer anderen Realität als der an, von der man ausgegangen ist. Wenn wir also an der Fülle des Konjunktivs festhalten, der ja immer kugelförmig ist, weil alle Möglichkeiten darin enthalten sind, wenn die Sinne damit umzugehen lernen und die Arbeitskraft sich daran gewöhnt, dann würden wir ganz konkret an der Nicht-Linearität bauen, wie Bauleute an einer utopischen

Eine wagemutige Baumeisterin dieser utopischen Architektur verfolgt mich schon seit Jahren. Sie heißt Isa und wohnt in Wolfgang Herrndorfs hinterlassenem Fragment Bilder deiner großen Liebe. Hinter Isa schließt sich das Tor unserer Welt – konkret das der Psychiatrie, der sie entflieht –, und es öffnet sich ihr eine unbekannte Wildnis. Sie wirft sich in diese in einer Gläubigkeit, dass

sie und stürzt, steht wieder auf und geht weiter. Sie tut es einfach und befragt es nicht. Isa sprengt nicht die Grenzen unserer Welt, sondern sie sucht sich eine andere, fern der gewohnten. Sie ist eine Außenseiterin im klassischen Sinne. Ein Mädchen: rotzig und zart zugleich, empfindsam und kühl, verrückt und klar und vor allem immer wieder einsam. Ihre Einsamkeit ist keine der Verlassenen oder Verlorenen. Sondern eine Entscheidung. Isa ist kein Opfer, sie ist kraftvoll und reich. Sie spürt nach den Grenzen der Freiheit und deren Uberschreitung. Sie bewegt sich jenseits konventioneller Pfade und hat dabei nichts außer ihrem Tagebuch, blutenden Füße und einem bestechend präzisen Blick auf die Welt und auf sich selbst. Sie durchquert Wiesen, Flüsse und Wälder, hungert, blutet, strahlt, friert, vibriert, und sie scheint dabei vollkommen allein zu sein. Doch bei genauerem Betrachten zerfällt dieses Bild. Und ein viel größeres erscheint am Firmament. Ihre Unbehaustheit betrifft nur unsere Welt und mag uns wie Einsamkeit erscheinen, doch sie tritt in ein ganz anderes Innigkeitsverhältnis ein, das sich erst nach und nach eröffnet. Sterne, Himmel, Wälder, Flüsse Straßen, Tiere, Büsche, Blumen, das ganze Universum ist es, mit dem sie sich verbindet und das die Bilder ihrer großen Liebe ausmacht. Die Welt wird zum schönsten und reichsten Ort. Jenseits von Tauschhandel und Wachstum entfaltet sich eine Wirklichkeitserfahrung, die in der Lücke liegt. Isa ist wagemutig. Nicht nur, dass sie sich jenseits des Bekannten bewegt. Sie ist die Bewegung selbst. Und sie ist der Mut. Denn Isa scheitert immer wieder. Auf ihrer Wanderung, die kein Ziel zu haben scheint trifft sie rätselhafte Gestalten, märchenhaft unheimlich, orakelhaft. Sie tritt immer wieder in Kontakt mit diesen, doch kommt sie nie wirklich in eine Verbindung, die tragfähig ist. Am Ende steht sie und blickt auf die Welt, die sich ihr zu Füßen ausbreitet. Autos, Straßen, Menschen, alles gleich, alles Wiederholung. "Der Abgrund zerrt an mir, aber ich bin stärker." Wo das Ende liegen könnte, die Möglichkeit der eigenen körperlichen Auslöschung, vollzieht sich etwas traumhaft Schönes. Die absolute Spurlosigkeit, der perfekte Schuss. "Ich kontrolliere die P8. Laden und entspannen. Laden und entspannen. Ich halte die Waffe genau senkrecht hoch und sehe mit offenem Mund der Kugel hinterher, sehe sie steigen, sehe sie immer kleiner und kleiner und fast unsichtbar werden im tiefdunklen blauen Himmel, bevor sie sich aus dem Verschwundensein wieder materialisiert und zu fallen beginnt, millimetergenau zurück in den Lauf der Waffe." Isa lebt, und auch die Welt hat überlebt. Die Utopie der Spurlosigkeit manifestiert sich im Instrument der eigentlichen Zerstörung. Umkehren scheint hier möglich. Wenn man nur bereit ist, sich zu riskieren. Lasst uns also zur Kugel werden, den Zeitpfeil wie eine Kompassnadel drehen und dem Ich entkommen.

es einem angst und bange wird. Weitab vorgefertigter Wege geht

Nora Khuon, \*1980, ist Dramaturgin und Autorin. 2012 erhielt sie den Marie-Zimmermann-Preis. Seit 2019 ist sie leitende Dramaturgin am Schauspiel Hannover.

Der Abschied von Vertrautem bedeutet **1mmer** ein Verlassen

Komfortzone.

#### DAS **KREATIVE MOMENT** DES WAGENS

#### Siegbert A. Warwitz

Ein Kernsatz der Wagnislehre lautet: "Der Ängstliche erleidet sein Leben, der Mutige gestaltet

Die Corona-Pandemie stellt nicht nur die Entscheidungsträger in der Politik, sondern jeden einzelnen Bürger vor ihm bislang unbekannte Herausforderungen. Sie grenzt Freiheiten ein, fordert den Abschied von Gewohnheiten, verlangt Verantwortungsnahme für sich und die anderen. Das erzeugt je nach Mentalität und Charakter Angst, Frustration und Resignation oder auch Wut, Aggressivität und Widerstand. Die aufgezwungene Situation kann Abwehr hervorrufen, aber auch zu einer Besinnung führen, in der alte Verhaltensmuster hinterfragt und gegebenenfalls neu bewertet und gestaltet werden. Die Frage ist, ob wir in dieser Phase nur Leidende oder auch mutig Gestaltende sein wollen. Es gibt aus sachlogischen Gründen keine alternativlosen Entscheidungen, Handlungen oder Verhaltensnormen. Das Finden von Alternativen und entsprechenden Veränderungen des eigenen Denkens und Tuns erfordert jedoch Anstrengung, Flexibilität, Phantasie und den Mut, Beharrungstendenzen zu überwinden, eingefahrene Bahnen zu verlassen und neue Wege zu suchen und zu versuchen. Das verunsichert viele Menschen. Es ist schwer, lieb gewonnene Gewohnheiten aufzugeben, eine bereits gepflasterte Straße zu verlassen, unentbehrlich erscheinendes Konsumverhalten zu reduzieren, Freiheiten freiwillig einzuschränken, alternative Zielvorstellungen zu entwickeln, sich auf Neues, noch nicht Erprobtes einzulassen. Dabei kann eine Zwangslage wie eine Pandemie einen erhöhten Entscheidungsdruck ausüben, nicht aber das Entscheiden selbst abnehmen. Nicht unmittelbar schmerzende Ereignisse wie der übermäßige Naturverbrauch und die Fragen des ökologischen und ökonomischen Überlebens scheinen sich noch mit kurzfristigen Aktionen beruhigen zu lassen. Schwerer fällt es offenbar, angesichts einer verbreiteten Wachstumsideologie Probleme der Überflussgesellschaft mit Zweitauto, Drittvillen, Fernurlaub und einem ungebremsten Konsumdrang anzugehen. Die Wirtschaft lebt von dem Edikt ständigen Wachstums. Die zunehmende Übervölkerung der Erde mit ihren absehbaren Folgen wird resignierend hingenommen. Der Abschied von Vertrautem, von eingefahrenen Denkschemata und Verhaltensmustern bedeutet immer ein Verlassen des Sicherheitsbereichs und der Komfortzone. Eine geistige Umorientierung erfordert Phantasie, Entscheidungskraft, Selbstüberwindung, aber auch Zuversicht auf eine Zukunftsperspektive, Tatendrang und Opferbereitschaft. Sich darauf einzulassen, ist angesichts der daraus erwachsenden Verunsicherung ein

#### Was ist ein Wagnis? Was bedeutet Wagen?

Ein Mensch, der an einer unübersichtlichen Kuppe einen Lastzug überholt, der sich im städtischen Straßenverkehr über rote Ampeln hinweg ein Autorennen liefert oder für ein Selfie auf den Gleisen vor einem anrollenden Zug posiert, ist ein Risiker, ein Hasardeur. Das Erleben eines Nervenkitzels oder ein Challenge-Spiel sind die treibenden Kräfte. Ein Mensch, der nach einer gründlichen Ausbildung und Prüfung eine zwar mit Risiken behaftete, aber durch Kompetenz beherrschbare Sportart wie das Gleitschirmfliegen betreibt oder der sich als Seuchenbekämpfer, Minenentschärfer, Kriegsreporter oder Entwicklungshelfer gut vorbereitet unausweichlichen Gefahren aussetzt, ist ein Wagender. Beide unterscheidet die Verantwortungsbereitschaft und das Wertebewusstsein, das sie ihrem gefährlichen Tun zugrunde legen. Das Abwägen und Austarieren von Sinn einer Tätigkeit und ihrem Gefahrenpotenzial, zwischen Hasardspiel und Übernahme einer zwar gefährlichen, aber wertvollen Aufgabe, macht den Unterschied. Der Risiker wählt den Kick oder das Thrillerleben zum Ziel seines Tuns. Der Wagende stellt sich kompetent und verantwortungsbewusst einer für ihn bedeutsamen

Wagen heißt, scheinbare Grenzen überschreiten, nach neuen Horizonten Ausschau halten, Neuland betreten. Dies muss mit dem erforderlichen Kompetenzaufbau geschehen. Wagen ist eine Form kreativen Denkens und Handelns, ein Verlassen des Heimat Gewordenen, ein Aufbrechen veralteter Strukturen, ein Aufbruch ins Ungewisse – mit der zu akzeptierenden Möglichkeit des Scheiterns einerseits und der Chance eigener Reifung in Lernprozessen und von ideellen und materiellen Wertschöpfungen andererseits. Wagnis will neue Maßstäbe für das eigene Verhalten finden, etwa die eigene Konsumeinstellung neu definieren, will neue Prioritäten setzen, etwa das Tabuthema der Wachstumsideologie kritisch hinterfragen und sich persönlich neu ausrichten. Es will Alternativen zum als unzureichend empfundenen Status quo entdecken, vielleicht ein überzogenes materielles Denken mehr in Richtung ideeller Werte justieren. Es will Luxusbedürfnis, vielleicht im Sinne einer langfristigen Gesamtverantwortung, mehr nach Maßgabe des Wesentlichen, Notwendigen verändern. Als praktizierte Zivilcourage zeigt sich Wagen im mutigen Akteur auf dem Podium oder der Bühne und Offenlegen von heuchlerischem Gutmenschentum, das anderen predigt, was sie tun sollen, das die Folgen eigenen Handelns aber nicht selbst austrägt, sondern den anderen überlässt. Ethisch basiertes Handeln gewinnt seine Überzeugungskraft nicht über eine Zeigefingermentalität, die vergisst, dass die Mehrzahl der Finger dabei auf den Zeigenden selbst zurückweist. Ein Wagnis erfüllt sich erst im Tun und gewinnt seinen Wert erst im eigenen Vorbild, indem es das von anderen geforderte Umdenken, etwa das Vermeiden von Ressourcenverschwendung und Müllproduktion, mit allen Konsequenzen selbst vorlebt.

#### Was bewirkt Wagen?

Jeder Mensch wird mit seiner physischen Geburt zu einer Person. Um zu einer Persönlichkeit zu reifen, bedarf es einer zweiten, selbst geleisteten geistigen Geburt, die aus einer Bewährung im Leben allmählich erwächst. Jeder ist nach seinem Schöpfungsauftrag dazu aufgerufen, seine Persönlichkeit und seine Lebensleistung entsprechend seinen Anlagen kreativ selbst zu gestalten. Mutproben sind dabei (im Unterschied zu den verbreiteten Challenges) keine unreifen kindlichen Spielchen, die eines erwachsenen Menschen unwürdig sind, sondern wichtige Stationen auf dem Weg zu einer autonomen Persönlichkeit. Sie eröffnen neue Horizonte, ermöglichen Wertschöpfungen. Mut darf sich nicht in Einbildung ergehen und hinter Selbstbetrug verstecken, sondern muss sich real beweisen, sei es als physischer Mut bei der Übernahme einer selbst gewählten oder vom Leben geforderten schwierigen Aufgabe, sei es als sozialer Mut in Form von Zivilcourage oder als gesellschaftlicher Mut beim Angehen eines die Theaterwelt, die Musikwelt oder die Buchwelt zu einer geistigen Auseinandersetzung aufrüttelnden gewagten Projekts. Wagen ist in erster Linie eine Willensentscheidung. Diese aufzubringen zeichnet dynamische,

dagegen einen beginnenden Alterungsprozess: "Verzicht auf das Wagnis, einmal zur Gewohnheit geworden, bedeutet im geistigen Bezirk ja immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, dennoch unaufhaltsame Art von Tod", sagt Max Frisch im "Stiller". Er beschreibt das Wagnis damit als einen Impulsgeber, der uns, unabhängig von unserem Lebensalter, ein Leben lang antreiben sollte, Werte schaffen lässt und erst mit dem Versiegen der Lebensenergien seine schöpferischen Kräfte verliert. Mit jeder erfolgreich bewältigten Aufgabe schärft sich das Erkennen von Risiken, wird das Wagnismanagement verbessert. Das Wagnis verändert den Menschen. Es offenbart Schwächen, falsche Selbsteinschätzungen, zwingt zur Selbstbescheidung, eröffnet aber auch neue Perspektiven. Es drängt zu Lernprozessen, zu Standhaftigkeit gegen Aufgabetendenzen. Vermeintliche Leistungsgrenzen verschieben sich. Damit kann ein gesundes Selbstbewusstsein wachsen, ein realitätsgerechtes Selbstbild entstehen. Wagen formt den individualtypischen unverwechselbaren Charakter aus, wenn es gelingt, unbegründete Ängste zu überwinden und eine Herausforderung anzunehmen, bei der man auch scheitern kann. Redner und Schauspieler stellen sich solch wagnishaltigen Bewährungsproben jedes Mal neu bei ihren Auftritten vor einem kritischen Publikum, vor dem sie ihren Ansprüchen entsprechend bestehen wollen. Karrierebewusste Menschen mit Ambitionen auf eine ersehnte Position in Kunst, Wissenschaft oder Politik müssen es wagen, sich harten Konkurrenzen auszusetzen, um ihr Ziel zu erreichen. Die dem erfolgreich Wagenden winkende Belohnung sind Glückserlebnisse die sich im optimalen Fall als ein rauschhaftes Flow-Erleben darstellen. Dabei werden die zur Verfügung stehenden Leistungspotenziale in einem Harmonieverhältnis erfahren mit den Anforderungen der anspruchsvollen Aufgabe bzw. es wird ein Gleichklang erreicht zwischen dem seinem Publikum.

engagierte, ambitionierte Menschen und Gesell-

schaften aus. Wagnis zu verweigern kennzeichnet

#### Der Offenbarungseid von Krisen

Unsere Zeit ist geprägt von Krisen: Wirtschaftskrisen, Finanzkrisen, Bankenkrisen, Schuldenkrisen, Umweltkrisen, Flüchtlingskrisen, Coronakrisen lösen sich ab, überlappen sich, bringen ganze Gesellschaften immer wieder an Abgründe. Jede deutet sich irgendwann an und wächst sich bei Handlungsschwäche aus. Fast alle entstehen aus von Menschen gemachten Fehlern der Vergangenheit, wenn etwa mangels Wagnisbereitschaft unpopuläre Reformanstrengungen im Vorfeld versäumt wurden.

In Genesis 41 der Bibel rät der 30-jährige Hebräer Josef dem ägyptischen Pharao, in den "sieben fetten Jahren" durch Ressourcenbildung vorzusorgen, um das Land für die zu erwartenden "sieben mageren Jahre" vor einer unweigerlich drohenden Hungersnot zu bewahren. "Spare in der Zeit, dann hast du in der Not", heißt eine entsprechende deutsche Volksweisheit. Krisen sind die erkennbaren Krankheitssymptome einer falschen Einstellung und mangelhafter Zukunftsausrichtung. Wenn überkommene Denkweisen und Lebensmaxime offensichtlich den Weg einer Selbstvernichtung steuern, sollten die Alarmsignale sich häufender Krisen aufwecken und ein sinnvolles Umdenken in Gang bringen. Unsere Gesellschaften müssen sich fragen lassen: Haben die uralten Erkenntnisse der Menschheit heute ihre Geltung verloren? Kann man mit Ressourcenverschwendung und Gelddrucken wirklich Zukunft gestalten? Ist es ökonomisch wirklich klug und einfallsreich, mit immer neuen Schulden das anstehende Lösen von Problemen zu verdrängen und hinauszuschieben? Ist es zudem sozial-ethisch vertretbar, dauerhaft auf Kosten anderer, der nachfolgenden Generationen, der Natur, unserer elementaren Existenzgrundlagen über die eigenen Verhältnisse zu leben? Wie

viele Milliarden Menschen verträgt unsere Erde überhaupt, bevor das rapide Bevölkerungswachstum existenziell bedrohliche Grenzen erreicht und einen Vernichtungskampf um die schrumpfenden Lebensgrundlagen auslöst? Müssen wir es nicht endlich wagen, Verantwortung für die Zukunft der Menschheit und unseres Planeten zu übernehmen und den kurzatmigen hilflosen Aktivismus am Chaosrand zugunsten einer soliden Wirtschaftspolitik und einschränkenden Lebensweise ablösen, was uns allen das Wagnis einer unbequemen Neuorientierung und eine gewaltige Kraftanstrengung abverlangt?

#### Die Initiativkraft von Krisen

Konsumverzicht, Reduzierung auf Notwendiges Freiheitseinschränkung, Ressourcenschonung sind für autonom denkende Menschen oft eine Zumutung und Gewohnheitsänderungen für Politiker offenbar schwer vermittelbare oder gar durchsetzbare Maßnahmen. Was in normalen Zeiten der Freiwilligkeit und dem Wagemut nicht gelingt, erzwingt jedoch häufig die Krise – ein unausweichlich gewordenes Umdenken, eine Kehrtwende, einen Reformaufbruch, einen Neuanfang. Die Krise gibt zumindest einen Denkanstoß, etwas zu verändern, einen anderen Weg zu suchen, und erleichtert die Vermittlung der Notwendigkeit durch die Politik. Einzelpersonen entdecken aus der Notlage heraus ihre Kreativität, wenn Fremdhilfe ausbleibt. Das könnte beispielgebend weitere Kreise der Gesellschaft erfassen. Das Wagnis der Eigeninitiative und Selbstständigkeit beginnt beim Schüler, der sich angesichts des verstärkten Infektionsrisikos in öffentlichen Verkehrsmitteln oder der neuen Sparsamkeit der Eltern veranlasst sieht, ein eigenständiger Verkehrsteilnehmer zu werden und vom bequemen Elterntaxi auf die Schuhsohlen, den Roller oder das Fahrrad umzusteigen. Es betrifft den Unternehmer, der seine nicht mehr absetzbare Produktion und die weggebrochenen Vermarktungswege situationsgerecht umstellt. Es erreicht den Kulturschaffenden, der neue Darstellungsund Kommunikationsformen entwickelt, um mit innovativen Initiativen am und beim Publikum zu bleiben. "Not macht erfinderisch", sagt das Sprichwort. Aber auch sie beinhaltet das Wagnis eines Neuanfangs mit seinen Unwägbarkeiten. Es haben sich lediglich die Entscheidungshürden verkleinert. Das Wort "not-wendig" sagt es bereits aus: Die entstandene Zwangslage bewegt dazu, eine Notsituation zu wenden. Eine Krise wie die Corona-Pandemie wirft den Unvorbereiteten zunächst aus den gewohnten Bahnen. Sie zwingt in einem zweiten Schritt aber auch zum Neudenken der Situation und gibt die Chance zu Veränderungen, die nach dem "Trägheitsgesetz der Masse" ohne solch einen Impuls schwieriger oder gar nicht zu bewerkstelligen sind. Wie eine plötzliche Krankheit aus dem Alltagsleben und Berufsstress reißt, vielleicht ans Bett fesselt, dabei aber auch eine Denkpause verordnet, etwa dem Raucher eine Revision der eigenen Lebensweise nahelegt, so verordnet und bietet die Coronakrise einer breiten Gesellschaft eine vergleichbare Chance zum Innehalten, Überdenken und Neugestalten der eingefahrenen Lebensweisen. Sie bietet die Gelegenheit, überfällige, immer wieder reklamierte und proklamierte, aber in der Umsetzung versäumte Reformen, etwa in Schule, Gesundheitswesen oder Forschung, unter den gegebenen Sachzwängen einsehbarer vermitteln und unter geringeren Widerständen umsetzen zu können. Sie erfordert einen Wagemut des Entscheidens und Handelns, der über ein schlichtes "Weiterso" oder "Mehrdesselben" hinausgeht und endlich echte, einschneidende, schmerzhafte, aber langfristig wirksame Reformen in Gang bringt

Wenn das gelänge, wäre die Coronaphase ein als Schubkraft zwar nicht gewollter, von den vielen Toten und ihren Familien leidvoll bezahlter, aber im Endeffekt doch noch fruchtbarer Impulsgeber einer gesellschaftlichen Erneuerung. Das Wagnis der Reformwilligen besteht bereits im Ansprechen und Fordern der Notwendigkeit unpopulärer Maßnahmen. Es sollte aber vor allem nicht vor den erforderlichen kraftvollen Entscheidungen und Taten versagen. Die Coronakrise gibt uns allen die Möglichkeit, eine neue Wagniskultur zu entdecken und ein kompetentes Wagnismanagement zu entwickeln. Dieses sollte auf ein breites Spektrum von Verhaltensalternativen ausgerichtet sein. Es sollte Verzichtmöglichkeiten ins Visier nehmen. Es sollte wagen, das schnelle Streben nach Fremdversorgung möglichst durch Eigeninitiative und Leistungswillen zu ersetzen. Es sollte öffnen für neue Sichtweisen und Berufsperspektiven und aus der Krise keine Resignationshaltung, sondern eine Aufbruchsmentalität entstehen lassen, wie sie eine zukunftsorientierte gesunde Gesellschaft braucht. Der Wagende sieht Krisen nicht als Problem, vor dem man verzagen müsste, sondern als eine Aufgabe, die es mit Kreativität und Kompetenz zu lösen gilt. Der Weg einer Neuorientierung der eigenen Lebensgestaltung über das kreative Wagen ist ein unbequemer Pfad der Krisenbewältigung, für den Einzelnen wie für die Gesellschaft insgesamt – aber ist er ungangbar? Kann er über die Erkenntnis der Notwendigkeit hinaus vielleicht auch ein reizvoller und lohnender sein? Ein Weg, der zu einem neuen ethischen Bewusstsein und einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortungnahme führt?

Siegbert A. Warwitz war Offizier der Bundeswehr, Sportwissenschaftler, Germanist, Pädagoge und Psychologe. Er war Professor an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Zuletzt publizierte er Sinnsuche im Wagnis. Leben in wachsenden Ringen. Erklärungsmodelle für grenzüberschreitendes Verhalten.



#### HOODOS

Oscar Olivo

Ich schlafe Aber Wecken Sie mich nicht!

(Bitte)

Lieber Doktor F.,

Woher kommt das Unbehagen in mir etwas Falsches zu machen? Es ist ein Blubbern. Es ist eine Hitze unter meiner Haut. Dort wo kein Dampf sein soll. Habe ich es Geerbt?

Mit jeder Schritt bewege ich mich weiter weg. Auf der anderen Seite sollte jemand stehen. Aber da steht keiner. Hätte ich das gewusst, wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Es war nur ein Gedanke die ich hatte. Jetzt, hat mich meine Ehrlichkeit hierher verbannt.

Sie hätten mir gleich am Tag meines Auftauchens vor drei Wochen eine Pille verschreiben sollen. Damit ich sehen könnte, wie ich den Moment, als wir uns kennenlernten, aus der Zukunft betrachten würde.

Bevor ich hierher gekommen bin, prallte ich ins Leben. Ich würde gern das Sie mich verstehen. Wir sehen uns jeden Morgen am Rande meines Bettes. Sie fragen mich Fragen. Fragen von dem ich die richtigen Antworten weiss. Ich sage Nein, wenn Sie mich fragen ob ich mich verletzen will. Ich sage Nein, wenn sie mich Fragen ob ich anderen verletzen will. Sie vertrauen meinen Worten. Aber Sie lassen mich trotzdem nicht frei. Ich versuche, meine Verwirrung zu erklären -

Ich habe jemand verloren.

Es ist drei Jahre her. Leider könnte ich ihm nicht "Goodbye" sagen. Ein fehlendes Wort und jetzt ein Damm voller Reue, so fühle ich mich jetzt – das ist was blubbert! Aber das kann nicht der einzige Grund sein. Es müsste was vorher passiert sein.

Als Kind habe ich meine Gegenstände in einer schönen Reihe nebeneinander angeordnet. Ich berührte jede mit meinen Fingern. Ich beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Auf diese Weise war ich sicher, dass sich die Gegenstände nicht von selbst bewegen würden. Falls ich eine Falsche Schritt machen würde, dann wäre ich von der mystische Macht, der um mich schwebt, verdammt. Daher soll es nicht verwunderlich sein dass als ich zu Ihnen kam, ich von sprechenden

Vorhänge sprach. Sie flogen in der Luft und flirtete mit den geöffneten Fenstern. Sie flüsterten, aber blöderweise könnte ich sie nicht verstehen. Blöderweise, war mein Bett direkt unterm Fenster. Das war mein Idee. ich wollte unter der aufgehenden Sonne aufwachen. Das Bett schrie mich stumm an: "ich bin der logische nächste Tritt!" Das war nicht so wunderlich. 23 Stockwerke sind einfach zu viel. Seit wann ist es normal, auf den Köpfen anderer herum-

Besser wäre es nicht weiter gegangen zu sein, aber meine Füße verwandelten sich in Würmer und krochen langsam Richtung Bett. Nur einmal hat mein Körper geschafft mich zu stoppen. Am Rande der USA. Dort wo die Klippen ins Meer kippen. Dort schob ich eine Absperrung zur Seite. Ich ginge Es war meine Idee

Früher leiteten Träume meiner

Wille. Jemand hatte mir gesagt: "Der Körper ist der Sarg der Seele." Das ist es, was ich seit langem fühle. wir erleben die Welt durch unseren Körper. Was ist unser tiefster Punkt? Unsere Füße! Das ist mein Hauptzueingang, nicht meine Augen. Wenn es regnet fühle ich es in in meinem linken Fuß. Der müsste operiert werden. Eine Metallplatte und Fünf Schrauben sind dort implantiert. Schauen Sie nach wenn Sie mir nicht glauben. Jetzt ist es zu spät, die raus zu nehmen. Jetzt ist die Fremde in mir eingewoben. Ich bin teil-Metall.

Mein Onkel, Onkel P. lag lang

Er nahm Ihre Ansichten aber

seinen Körper, nicht die! Aus-

kam die Diagnose. Dann kam

die Abkapslung. "Ohne Füsse

men fest.

nicht an. Er war König über

lang in Bett und rief nach

seinem früheren Leben. Es lag mich morgens sechs Stunden in der Vergan-(Ja Sie!). genheit. Er konnte seine Zehen nicht wackeln aber er fühlte seine Füße – also versuchte er aufzustehen aber "Bam!" Er fiel hin. Seine Knöchel waren der tiefste Fleck seiner Beine. Dann kam nur Luft. Onkel P. war ein Leben lang lang auf seinen Füßen: arbeitend, sparend, zahlend, vernünftig-seiend. Jetzt im höheren Alter wollte er essend, rum-trinkend, schlafend leben. Die Arzte sahen aber einen anderen Plan.

serdem fühlte er sich Fit. Dann zu bilden. Dann kommen die was ist das für ein Leben?" Hatals die schlechten Gedanken te er mich gefragt. Da stand ich sind keine Gedanken. an der Tür und hielt der Türrahlich machen. Wenn ich nur

es nicht riskieren glücklich zu werden – können. Einmal war ich auf eine Exkursion – mit mein Bruder. Da am Kante der USA. Wir sahen was die Europäer sahen – bevor die Eroberung. Meer, Klippe, Grünes. Es war meine Idee. Ich wollte dorthin gehen. Zu sehen,

Als wir dort ankamen stoppte uns ein Schild auf einem Zaun:

Wir überlegten. Ich nahm das

Dunkel Felsbrocken umringte

wurde – aber jetzt:

war ich jüngere Bruder (wie-

Früher. Es wurde mir Gewahr

der-endlich). Ich dachte an

wie einfach der Tod ist. Ein

Augenblickliches Tagtraum

und meiner Knochen könnten

zerschnitten werden. Falls das

nicht genügte für den Tod,

verdreschen.

würde der Strom mich dafür

Als das mir Klar wurde schmolz

mein Körper mit die Hoodoos

zusammen. Hoodoos. So hies-

Ich lief auf lauter kleine Totem-

sie so heissen. Ich wandelte auf einmal ins Dreieck um. Mein

Arme. Komisch die Welt von da

hallte mein Schädel: "Risiko's

mein Jahrzehnt. Die Geräusche

der Wellen vermischten sich mit

allen anderen Geräuschen die

ich je gehört hatte. Wir gingen

Er nahm mir mein Scham weg.

Ich war zwischen Himmel und

Hölle. Ich war über mein Angst

"Ich habe die andere Seite des

Das wollte ich Ihnen Sagen:

gehoben.

Angst erlebt."

auf eine unsichtbare ange-

pfähle. Jetzt weiss ich warum

Kopf hinge zwischen meiner

aus zu betrachten

Da unten

sen die Gebilde auf dem wir gingen. Das wusste ich nicht.

Onkel P. wurde nach sechs Monaten nachhause geschickt.

Onkel P.'s Füsse hatten ihm -

auch wenn sein Geist

Onkel P. könnte

nur weiter gehen

wie es vorher war.

nun ein Jahrzehnt.

Onkel P. wollte keine

keine Medikamente mehr -

- auch die flüssigen nicht.

Nahrung mehr.

Onkel P. wollte

Als er nicht wollte

Half Worte nicht mehr

Jeder Bewegung war

Wenn

Es so bliebe

nicht wollte - getragen.

im Haus seines vergangenen nicht zum Leben sondern andersrum.

Ich stand oft in der Ecke seines Zimmers Ich schaute zu Wie er verkam

des Raumes Grau wie Weiss Stand ein Tisch.

Füße.

Stäbchen.

ihm

So wie Sie

Onkel P. hat alles geplant. Er lebte nicht für Jetzt. Ein Teil von mir will wie Onkel P. leben. Ich kann ihn nicht vergessen. Seine Geschichte ist auch meine Geschichte. Sie sagen ich solle mich Abnabeln. aber das ist eine Bluts-Sache.

weiss ich. Ich weiss wie es ist! direkt unter meinem Kopfhaar Blanke Gedanken. Schlimmer wüsste welche. Ich bleibe jetzt

your own Risk!"

Schwelle. Bruder folgte.

des Meeres. Nach fünf Schritten sah ich den wahren tiefsten Punkt. Mein Bruder ginge froh weiter. Fröhlich die Weite zu sehen. Aber ich konnte nicht mehr. Meine Füße traten nur auf scharfe Kanten. "Splash!" Das Wasser mahnte nach -"Splash!" ich war der jüngere Bruder, der zum älteren Bruder

Idee Fuß Silikon Metall

nur an.

trotz allem liegend und werde was sich um die Ecke verbarg. Ich wollte bewusst am Rand stehen.

Beige Wie Haut "Go at your own Risk! Go at

Ich Risiko an! Ich überquerte die

uns. Die glänzten mit der Salz Da Strandenten Wellen

In der anderen Ecke

Drauf waren zwei Gegenstände

Er nahm die aber nicht an. Ich schaute

Feind ist Versteinerung!" Ich lebte ohne der Morgen. Aber Ich müsste ein Teil von mir das nicht-planen plagt mich jetzt. abgeben. Ich sah ein Hand, ich hielt es, es sprach: "Don't look down, just take the next step." Wissen Sie wer es war? Mein Bruder! Weiter gingen wir in Zeitlupe. Jeder Schritt war nun

Jetzt müsste ich aufstehen. Das Das Bett wird immer schwerer. Mein Puls verstärkt sich. Kleine Schweißtropfen scheinen sich Jeder Schritt könnte mich glück-

jeder Kante streift Blut im Sommerschuhen

> lief Ich Bruder Auch

Es ist schön Herr Doktor F.

Ich war beflügelt.

Ich wusste nicht

Wie sie hiessen

HOODOOS

Jetzt weiss ich

der Abenteurer

Bruder der Begleiter

gegen Gestein

Tiefe des Meeres Härte des Bodens

Luftige Angst Jeder Schicht

Hände Ziehen Magnetisch nach unten

Becken Fliehen zur Himmel

Kopf richtet sich gen Meer Rutschen

Bleiben Tödlich

Bruder weiter

blieb

Oscar Olivo, \*1981, ist Schauspieler, Puppenspieler und Autor Am Schauspiel Hannover ist er in der Inszenierung Orlando zu sehen

#### LUFTKISSEN-BOOT

#### Joshua Grof

Kamira lief nachts durch den Bungalow. Es fühlte sich schummrig und weich an. Wie partielles Einsinken in den hölzernen Dielen. Und wenn sie sich umdrehte, konnte sie schwach fluoreszierende Fußabdrücke erkennen; ihre eigenen, die langsam zerschmolzen, da, wo sie mit ihren Wollsocken aufgetreten war. Schwitzig, dachte sie und kicherte. Kurz spürte sie die blanke, muschelhafte Haut auf den Sohlen ihrer Füße. Dann kam sie am Anrufbeantworter vorbei. Er blinkte gelblich, obwohl ihn niemand brauchte. Das Wort Festnetz kam Kamira so vor, als würde es nicht mehr existieren. Schon das Design der Kabelbuchse, dachte sie plötzlich. Abstoßend. Sie wollte Videos sehen, die in Zeitlupe zeigen, wie verschiedene dickflüssige Materialien durch eine Kabelbuchse gepresst werden. Kuchenteig beispielsweise, Zement, Knetgummi, Götterspeise, Treibsand. Von draußen hörte sie einen hohen Schrei, der kurz anschwoll und dann verklang, aber das Verklingen war angestrengt, leicht unterbrochen oder vibrierend. Kamira horchte auf, aber sie nahm nur noch die weiche, vertraute Stille des Gangs wahr. Zumal die Fenster neuwertig waren und mit Schallschutz ausgestattet. Sie schaute auf den Boden, und um ihre Füße herum breitete sich ein fluoreszierendes Schimmern aus. Macht nichts, dachte Kamira und ging weiter. Sie war sich sicher, dass es Gegenstände gab, durch die sie im Morgengrauen würde hindurchfassen können. Bald schon würde es soweit sein. Am Kühlschrank angekommen, riss sie eine Milch-Schnitte von deren restlicher Familie los. Sie achtete darauf, immer genug Multipacks zu Hause zu haben. Auch Milch-Schnitten könnte man durch die Kabelbuchse drücken, dachte sie, obwohl der Effekt wahrscheinlich nicht so befriedigend sein würde wie bei gleichförmigen, monochromen Materialien. Die Wahrheit ist, dass Kamira siebzehn Jahre alt war und sich hauptsächlich von Salaten, Fruchtsäften, Milch-Schnitten und 5-Minuten-Terrinen ernährte. Ihre Mutter hatte sich vor geraumer Zeit selbst in eine geschlossene Klinik in der Schweiz eingewiesen, und ihr älterer Bruder drehte einen Dokumentarfilm auf Hawaii, schon seit einigen Monaten. Hin und wieder überwies er Kamira ein bisschen Geld. Aber obwohl sie die 11. Klasse eines Göttinger Gymnasiums besuchte, wollte sie Designerklamotten tragen. Deswegen brauchte sie mehr Geld. Ihre familiäre Situation war aufwühlend, wenn auch die Tage ohne Abwechslung verliefen. Was sich außerdem konstant anfühlte, war die Abwesenheit ihres Vaters. Wenn Kamira an ihn dachte, kamen ihr als Erstes seine Pokerrunden in den Sinn, an denen sie ab ihrem sechsten Lebensjahr hatte teilnehmen müssen.

Während Kamira ihre Milch-Schnitte aß, um drei Uhr morgens, stellte sie sich vor, dass sie in eine Ferrero-Fabrik einbrechen würde, gewieft und behände, um ein paar Liter von der patentierten Cremefüllung zu klauen. Durchs Fenster sah sie, dass der Asphalt glitzerte aufgrund der vielen kleinen Eiskristalle überall. Der Bungalow befand sich am Stadtrand, unweit der Autobahn. Die Nachbarschaft bestand aus einer Reinigungsfirma, einer Logistikzentrale der Deutschen Post, verschiedenen Bürogebäuden und einem Cateringservice, dessen rote Foodtrucks auf dem Grundstück nebenan im Hof standen. Süß irgendwie. Manchmal filmte Kamira morgens mit ihrem Handy, wie die ganzen Foodtrucks armadahaft

das Gelände verließen. Solche Videos schickte sie dann meistens ihrer Mutter, die gewöhnlich mit Herz-Emojis antwortete. Nachdem sie die Verpackung der Milch-Schnitte weggeschmissen hatte, schlüpfte sie in ihren beigen Pelzmantel. Der Bungalow war eingeschossig; über eine Metallleiter kletterte sie aufs Flachdach. So war sie halbwegs auf Höhe der Straßenlampen und Baumkronen. Schnee fiel krümelig, aber so verteilt, als wäre der Himmel gehemmt, und das fand Kamira unbrauchbar. Trotzdem sah es schön aus, in dem orangefarbenen Licht. Über eine Bluetoothbox spielte sie Hot Boys von Missy Elliott und tanzte; in den tiefen Taschen ihres Mantels fand sie sogar noch blaue Leuchtwedel. Der Song lief auf Repeat. Kamira bewegte sich zur Musik martial-arts-mäßig, wobei sie die Leuchtwedel rhythmisch durch die Winterluft schwang. Die Glasfasern sahen aus wie hyperventilierendes Seegras. Kamira liebte Missy Elliott. Bald schnaufte sie tiefer und produzierte gewaltige Atemwolken um sich herum. Während einmal der Beat kurz aussetzte und Kamira wie eingefroren innehielt, ertönte wieder dieser schrille Schrei, der sich anfühlte, als würde er den oberen Teil ihres Gehirns anheben. Ihr gut durchblutetes Gehirn: Es war mit einem feinen Laserstrahl horizontal durchtrennt worden und, wie gesagt, der obere Teil schien sich zu lösen und zu ihrer Schädeldecke zu drängen; entgegen der Schwerkraft, aus ihr heraus. In ihrem Gehirn entstand eine Lücke, in der sich warmer Druck ausbreitete. Sie hatte ein Luftkissenboot im Kopf. Der Song lief weiter, Kamira fand zurück in ihre Tanzbewegung und überließ sich erneut dem Beat. Trotzdem hatte sich ihrer eine Verpflichtung bemächtigt. Sie hätte mit einem Schuldgefühl weitertanzen müssen, und das wäre weniger sphärisch gewesen, wie sie meinte. Sie band sich einen Dutt, in den sie die Leuchtwedel steckte, und stieg dann vom Dach. Zwischen dem Cateringservice und einer Werbeagentur konnte man zur Autobahn hindurchschlüpfen, wo ein Kiesweg an der Lärmschutzmauer entlangführte. Es war Kamira nicht ganz wohl dabei, alleine in der Dunkelheit zu sein – es war frostig, und klammer Dunst hing über den schmalen Wiesenstreifen. Licht kam allerhöchstens von den Parkplätzen, die zu den Bürogebäuden gehörten; ein paar Wohnwägen waren dort abgestellt worden, vor Ewigkeiten wohl. Es war ein schwaches Licht, und teilweise unterbrochen von Bäumen, die blattlos rumstanden. Wie immerzu die feuchten Gräser aneinanderrieben, erzeugte ein kaum wahrnehmbares Schäumen. Diesmal war es ein doppelter Schrei, ganz nahe, wobei der zweite kärglicher war; und der Druck in Kamiras Gehirn, zwischen dem oberen und dem unteren Teil, stieg an, nicht auf bedrohliche Weise, er intensivierte sich eher und weitete sich nach unten in den Körper aus. In dem Schrei ist eine Unwucht, dachte sie. Sie folgte dem Weg – zwischen der Böschung, die von der Lärmschutzmauer abfiel, und dem Maschendrahtzaun, der die Parkplätze umgrenzte. Autos fuhren vorüber, ein paar Meter weiter, nur gedämpft, sodass ein Gefühl von Ferne um sich griff. Aufmerksam schaute sich Kamira um.

Im Halbschatten stand ein Greifvogel im Gras.
Kamira blieb stehen. Der Vogel war groß, sein gemasertes Gefieder war am Kopf und der Brust fast weiß; die angelegten Flügel glänzten hellbraun. Wieder schrie er auf. Intuitiv fasste sich Kamira an den Kopf, um ihr Gehirn festzuhalten, damit es nicht entschweben konnte. Sie ging in die Hocke, zog ihr Handy raus und leuchtete den Vogel vorsichtig an. Er schien nicht verletzt zu sein. Kurz hob er gleichmäßig beide Flügel, was mächtig aussah; daraufhin schüttelte er sich. Kamira googelte. Es war ein Raufußbussard. Der Ruf wurde als Viiääh oder Pi-iii-äääh angegeben. Vogelkunde, dachte Kamira, was für ein Quatsch. Festnetz, flüsterte sie. Pi-iii-äääh,

flüsterte sie. Sie spürte keinen Unterschied. Der Raufußbussard hüpfte auf Kamira zu. Nachdem sie sich umgeschaut hatte, hielt sie ihm ihre Hand hin. Der Vogel pickte mit dem Schnabel interessiert ein paar Mal gegen Kamiras Fingerknöchel, fast spielerisch, auffordernd. Daraufhin sprang er auf ihren Arm und krallte sich im Pelzmantel fest. Kamira machte ein Selfie mit dem Raufußbussard; darauf ihre feinen, schwarzen Haare, blasse Haut, blaue Leuchtwedel. Du heißt Kiwi, sagte Kamira leise. Sie entschied, dass der Vogel bei ihr wohnen würde. Gemeinsam gingen sie zurück zum Bungalow. Kamira mochte das Gewicht von Kiwi; sie spürte, dass sie einen Vogel trug, aber es war nicht übertrieben. Es passierte fast nebenbei, sie fühlte sich wie ein Berg, in dessen Hängen ein Nebelfeld liegt. Bekommen Berge davon Blutergüsse?, fragte sie sich. Dann musste sie lachen.

Eigentlich wollte Kamira in dieser Nacht noch arbeiten; sie hatte zwischenzeitlich nur getanzt, um dem Stress zu entfliehen. Um sich Designerklamotten leisten zu können, spielte sie Online-Poker; mehrere sechsstündige Schichten pro Woche, mindestens zehn Tabs parallel, mit mittleren Einsätzen. Dabei schlürfte sie stets grünen Tee, um wach zu bleiben. Sie hasste es. Aber sie generierte dadurch ein sicheres Einkommen, um ihren Lebensstil zu finanzieren. Sie hatte mit Online-Poker begonnen, nachdem ihr Vater verschwunden war, also schon vor einer ganzen Weile. Professionalisiert hatte sie sich aber erst, seit sie komplett allein gelassen worden war.

Kamira stellte einen Teller auf ihren Schreibtisch, direkt neben den Laptop, und zerkrümelte Milch-Schnitten darauf. Dann setzte sie den Raufußbussard daneben. Kiwi begann sofort damit, die Milch-Schnitten-Stücke zu fressen. Währenddessen holte Kamira eine Schale voll Wasser. Sie arbeitete bis zum Morgengrauen. Der Raufußbussard war bald eingeschlafen und hatte seinen Kopf zufrieden im eigenen Gefieder vergraben. Zum Glück war Samstag, sonst hätte Kamira in die Schule gemusst. Sie hatte 900 Euro verdient. Aus dem Keller holte sie einen Wäschekorb, den sie mit Handtüchern und Kissen auskleidete. Um sieben Uhr weckte sie Kiwi. Kamira verfrachtete den Wäschekorb auf die Terrasse und ließ den Vogel hineinhüpfen. Du kannst losziehen, wenn du willst, sagte Kamira. Mit dem Fahrrad fuhr sie zum Marktkauf und besorgte rohen, unbehandelten Lachs. Als sie zurückkam, schrie der Raufußbussard. Kamiras Gehirn riss fast auf davon. Der Schrei forderte einen Aufbruch von ihr. Kiwi flog aus dem Wäschekorb raus, schwebte im Halbkreis durch den Garten und segelte durch die Terrassentür ins Wohnzimmer. Kamira folgte dem Vogel in die Küche. Während sie den Lachs in kleine Stücke schnitt, hockte Kiwi auf ihrer Schulter und wartete geduldig. Plötzlich merkte Kamira, wie müde sie war. Sie legte sich ins Bett. Der Raufußbussard hatte gefressen und sich schließlich oben auf den Bettpfosten gesetzt, mit schief gelegtem Kopf schaute er sie an: runde Augen kurz vorm Karamellisieren. Kamira las dem Vogel ein bisschen Dostojewski vor: Am meisten gefällt ihr am anderen Tischende ein sehr junger Mann, der um sehr hohe Beträge spielt. Er setzt Tausende und hat bereits, wie überall hier geraunt wird, an die 40.000 Francs gewonnen, die in einem Haufen vor ihm liegen – teils in Gold, teils in Schecks. Er ist bleich, seine Augen leuchten, und die Hände zittern erregt. Er setzt mittlerweile vollkommen planlos, so viel, wie seine Hand nur zu greifen vermag, und doch gewinnt und gewinnt und gewinnt er und streicht und streicht die Gewinne ein. Bei mir ist es anders, dachte Kamira, ganz, ganz anders. Ich gewinne und

gewinne und gewinne, das schon. Aber alles ist überschaubar, alles, was ich verlieren kann, sind meine Tabs. Sie klappte ihren Laptop auf, mit trägen Handgriffen. Die Tabs waren eigentlich überhaupt nicht überschaubar; so klein waren sie schon in sich zusammengeschrumpft, dass Kamira nicht mal mehr erkennen konnte, was für Webseiten eigentlich geöffnet waren: Modeblogs wahrscheinlich; eine Webcam, die das Tal zeigte, in dem sich die Klinik befand, wo ihre Mutter lebte; Wikipedia-Artikel für die Schule etc. Trotzdem bringt man es nicht über sich, einfach den kompletten Browser zu schließen, dachte Kamira. Als würde etwas auf dem Spiel stehen, als wären die Tabs die eigentlichen Einsätze, als klammere man sich an Geheimwissen. Was überall lauert, das sind Implosionen.

Sie schlief ein paar Stunden. Dann ging sie shoppen. Den Raufußbussard setzte sie wieder in den Wäschekorb. Auf einmal meinte sie, dass ein Geschocktsein aus ihr entweichen würde; eine Anspannung, die vielleicht schon seit Jahren in ihr gewesen war. Ihrem horizontal zerschnittenen Gehirn entwich Eisnebel. Wohin der Eisnebel entwich, wusste sie nicht. Eisnebel, dachte sie. Kamira stand mitten in der Einkaufspassage, zwischen Fachwerkhäusern und H&M. Sie befand sich unweit des Lichtenberg-Denkmals, und einem Hologramm gleich entstand ihr eigenes Gehirn vor ihr in der Luft, noch immer unterteilt in eine obere und eine untere Hälfte, wobei der Zwischenraum bläulich glühte. Kamira runzelte die Stirn. Der obere Teil ihres Gehirns lud sich energetisch auf – dann, fast mit Lichtgeschwindigkeit, schoss er über die Dächer davon, gefolgt von einem fluoreszierenden Schweif. Es kribbelte kurz in Kamiras Haarwurzeln.

In den darauffolgenden Sommerferien lieh sich Kamira einen Foodtruck von nebenan. Sie hatte sich vorgenommen, einen Aus flug zum Wolfsburger Fashion Outlet zu machen. Ihre Mutter war noch nicht geheilt, ihr Bruder noch nicht aus Hawaii zurückgekehrt. Auf der Fahrt hockte der Raufußbussard auf ihrer Schulter. Sie hörten Missy Elliott. Kamira rappte mit: Beep, beep, who got the keys to the Jeep?/Vroom, I'm driving to the beach/Top down, loud sounds, see my peeps/Give them pounds, now look who it be/ It be me, me, me and Kiwi ... Weil Kamira es vermied, über Autobahnen zu fahren, passierten sie viele Wälder. Weit war sie noch nicht gekommen, wenige Kilometer aus Göttingen heraus. Beim Durchqueren eines Kiefernwaldes fühlte sich Kamira verstört. Sie stutzte. Die einzelnen Bäume standen in weiten Abständen zueinander und hatten breite, schirmförmige Kronen. Die Mittagssonne schien hindurch, und der Boden leuchtete rötlich. Aber seltsam war vor allem, wie Kamira langsam realisierte, dass die abstehenden Äste der Kiefern allesamt von meterhohen Krücken getragen wurden, oder falls sie nicht getragen wurden, dann standen um die Bäume herum meterhohe Krücken, deren Tragflächen sich unter die abstehenden Äste schoben. Kamira parkte den Foodtruck auf einem Weg, der von der Landstraße wegführte. Sie stieg aus, Kiwi blieb weiterhin auf ihrer Schulter sitzen. Nachdem sie ein paar Schritte in den Wald gelaufen war, spürte sie unter sich das Moos; es war rotes Moos, das stellenweise ins Purpurne überging. Harzgeruch war sehr intensiv, ansonsten war die Luft trocken. Kamira hob die Arme, und die Armel ihres weißen Designerkleids rutschten zurück zu ihren Schultern. So konnte sie die Sonne direkt auf der Haut spüren. Vroom, sagte sie, I'm driving to the beach. Sie bückte sich vorsichtig, sodass Kiwi die Balance halten konnte, und riss ein paar Fäden vom Moos ab, womit sie den Raufußbussard fütterte. Kiwi fraß das Moos gierig, zog es mit dem Schnabel zwi-

schen Kamiras Fingern raus. Dann inspizierte Kamira die Krücken; sie waren dünn und aus hellem, undurchlässigem Hartplastik gefertigt. Der Wald war tief, Kamira konnte seinen Saum nicht sehen. Endlos viele Krücken standen herum, die meisten waren unter den Kronen der Kiefern platziert worden, manchmal standen sie aber auch lose da, stabil in den Boden gerammt; sie mussten bestimmt fünfzehn Meter hoch sein, meinte Kamira, und dabei waren sie sehr dünn, sodass sie nur schmale Schatten evozierten. Kiwi löste sich und flog auf, schreiend: Pi-iii-äääh, sagte Kamira und lachte. Wie langweilig kann Sprache sein?, fragte sie sich. Sie legte ihren Kopf in den Nacken und beobachtete den Raufußbussard. Kiwi umkreiste Kamira in großer Höhe, weit über den Kronen. Kamira legte sich ins Moos, bedeckte die Sonne mit einer ausgestreckten Hand und begann selbst, auf roten Fäden rumzukauen; sie schmeckten fast wie Kurkuma. Wie cremefarben der Raufußbussard von unten wirkte, mit braunen Flügelspitzen, braunem Flügelbug, apriorisch irgendwie. Kamira rannte zum Foodtruck und holte sich mehrere Milch-Schnitten aus dem Kühlfach. Daraufhin setzte sie sich an der gleichen Stelle ins Moos wie zuvor. Sie aß zwei Milch-Schnitten; die Verpackungen faltete sie längs zusammen und verwahrte sie unter dem Träger ihres BHs auf. Sie mochte es, wie der Geschmack noch eine Weile in den Mundhöhlen blieb; als würden die extrudierten Teigplatten mit ihrer unscheinbaren Schroffheit auf der Zunge eine Reizung hervorrufen oder Rückstände hinterlassen, die Kamira weiterhin schmecken konnte. Sie schlief ein. Ihr träumte, dass sie und ihr von ihr abgetrenntes Gehirn sich innerhalb eines unsichtbaren, interobjektiven Organismus befanden, eines nicht lokalisierbaren Organismus, und sie nahm ihn nur wahr, weil sich der Druck um sie herum veränderte, immer dann, wenn der Organismus atmete: Sie schwebte in einem unermesslichen Atmen, oder besser gesagt, weder schwebte sie noch fiel sie, sie bewegte sich darin einfach - und auch ihr Gehirn war dort, glasfaserig, und sie bildete gewissermaßen eine Konstellation mit ihm, dachte Kamira, oder meinte Kamira zu denken, wobei sie aufwachte, und Konstellation, dieses Wort, in ihr zerbröselte oder zu etwas anderem wurde, Niespulver beispielsweise. Hatschi, flüsterte sie. Der Raufußbussard hockte auf der Tragfläche einer freistehenden Krücke und schrie. Auf einmal zogen sich die Schatten weit. Da erhob sich Kamira und ruckelte an einer der Krücken. Zufrieden stellte sie fest, dass die Krücke nicht allzu tief in den Boden gesteckt worden war. Als sie mit beiden Händen daran schüttelte, spürte sie, wie Kiwi wieder auf ihrer Schulter landete. Die Krücke löste sich und fiel langsam und lange um. Auf Google Maps ließ Kamira berechnen, wie lange der Fußweg zum Bungalow war: 1h 37 min. Kein Problem, sagte sie. Kiwi kniff ihr ins Ohr. Kamira schritt zum anderen Ende der Krücke; beide Seiten der Tragfläche bogen sich u-förmig. Wie eine Wünschelrute, nur völlig falsch proportioniert, dachte Kamira. Sie griff danach und hob das Ende auf. Schwer war die Krücke nicht, und der längste Teil des Stiels lag noch immer im Moos. Kamira öffnete eine weitere Milch-Schnitte, die sie fair mit dem Raufußbussard teilte. Anschließend machten sich die beiden mit der Krücke im Schlepptau auf den Heimweg.

Joshua Groß, \*1989, lebt als Autor in Braunschweig. Im März 2021 erscheint sein Buch *Entkommen* bei Matthes & Seitz Berlin.

### Sie schwebte in einem unermesslichen Atmen.

, Blut und Gedärmen.

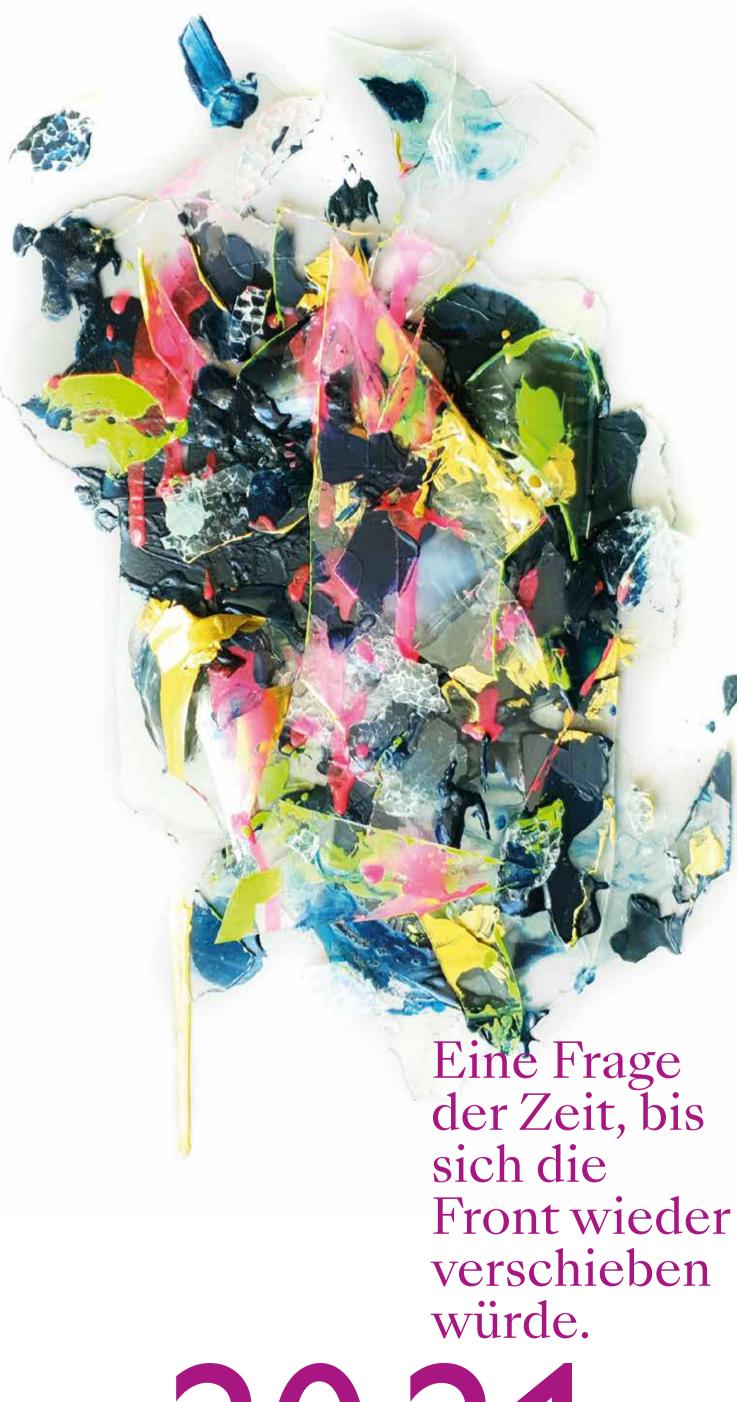
wanted you/Gloomy Sunday László Jávor SCHRITT FÜR SCHRITT INS PARADIES Du hörst mich singen, aber ich singe, a

#### **IM GRENZGEBIET**

Özgür Uludaş

Im April 2013 stand ich an der türkisch-syrischen Grenze und wollte nach A'zaz fahren, wo gerade die Freie Syrische Armee gegen Regierungstruppen kämpfte. Einige Tage zuvor wurde ARD-Auslandskorrespondent Jörg Armbruster von einem Scharfschützen in Aleppo in die Schulter getroffen; der IS, der sich selbst als Islamischer Staat bezeichnete, hatte weite Teile der irakischen Provinz Al-Anbar und einige syrische Provinzen unter seine Kontrolle gebracht, und die Al-Qaida bzw. Jabat al-Nusrat mischte sich immer mehr unter die Rebellen, die für eine Revolution kämpften, als ich am Grenzübergang Kilis stand und darüber nachdachte, ob ich den sicheren Boden unter meinen Füßen verlasse und in das vom Bürgerkrieg zerrissene Gebiet fahre. Neben der Gefahr durch militärische Gefechte war ich mit Kameraequipment auch noch leichte Beute für Räuber und Diebe. Gerade hatte ich an der türkischen Passkontrolle einen Stempel in meinen Reisepass bekommen und ging auf den syrischen Grenzposten zu, als mir erneut bewusst wurde, was für ein hohes Risiko ich einging.

Wozu? Ich wollte aufzeigen, warum die Menschen aus Syrien fliehen und ihrerseits ein sehr hohes Risiko auf sich nehmen. Was bedeutet es, tagein, tagaus in einem Kriegsgebiet zu leben? Manchmal verschieben sich Kampflinien bis vor die eigene Haustür. An anderen Tagen detonieren Granaten oder Bomben in unmittelbarer Nachbarschaft. Eine Frage der Zeit, bis das eigene Haus getroffen wird. Und dann noch das Risiko, vom IS oder syrischen Geheimdienst entführt und ermordet zu werden. Wenn das Risiko, zu Hause getötet zu werden, größer wird als auf der Flucht zu sterben, fällt der Entschluss zu fliehen. Wüsten, Berge und Meere, aber vor allem nationalstaatliche Grenzen werden überquert. Schutzlos sind die Flüchtenden Schleppern und Grenzsoldaten ausgeliefert. Genauso schutzlos war ich dem Polizeichef von A'zaz, Sheik Yussuf, ausgeliefert, als ich ihn für ein Interview im Gefängnis traf. Inzwischen hatte er sich der Jabat al-Nusrat angeschlossen, die mit der Al-Qaida sympathisierte, und am Stadtrand in Richtung Aleppo kämpfte noch immer die Freie Syrische Armee gegen die Regierungstruppen um eine Straßenkreuzung. Eine Frage der Zeit, bis sich die Front wieder verschieben würde und es gab keine Garantie, dass Polizeichef Sheik Yussuf mich nicht einsperren würde. Ist das Risiko zu hoch? Eine freiwillige Abwägung, vor der Kriegs- oder Krisenberichterstatter:innen immer stehen, wenn sie rechtsstaatlichen Boden verlassen, um aus einem schwer umkämpften rechtsfreien Raum zu berichten. Es geht immer darum, das Risiko einzugrenzen: Das bedeutet, aktuelle Agenturmeldungen zu verfolgen, Genehmigungen bei sich zu haben und verlässliche Kontaktpersonen zu kennen. Meine Kontakt-



person war Osman. Er studierte in Japan Wirtschaftslehre und kam zu Beginn des Bürgerkrieges zurück nach A'zaz, wo er geboren worden war. Gemeinsam mit seinen Freunden, zu denen auch der Polizeichef Sheik Yussuf gehörte, half er nun dabei, überlebensnotwendige Strukturen wie Bäckereien, Müllabfuhr, Stromerzeugung usw. aufrechtzuerhalten, nachdem die staatliche Verwaltung zusammengebrochen war. Häuser in der Umgebung und Wohnblöcke im Stadtzentrum von A'zaz wurden von Fassbomben, Granaten und Raketen zerstört. Dort haben dann Überlebende keine Alternative mehr als zu fliehen. Doch ihre Flucht endet of an nationalstaatlichen Grenzen in Flüchtlingscamps, wie in jenem direkt am Grenzübergang zur Türkei. Ganze Familien lebten dort bereits seit vielen Monaten in Zelten. Einige Taschen mit Kleidung, Matratzen und Decken hatten sie noch mitnehmen können. Und selbst wenn sie mehr mitgenommen hätten, würden sie mit dem Hausrat nicht weit kommen, schon gar nicht über die türkische Grenze. Seit Monaten ist der Grenzübergang Kilis für Fliehende geschlossen. Zu viele sind bereits in die Türkei geflohen, und zu wenige wollen weiter nach Europa. Zu gefährlich und zu ungewiss wäre das. Einige wenige gehen das Risiko aber dennoch ein. Zu gering ist ihre Perspektive in der Türkei.

Um nicht nur die Fluchtursachen, sondern auch die Hürde aufzuzeigen, die für Fliehende nach Europa am schwersten zu überqueren ist, habe ich in Istanbul einen Schlepper begleitet, der Geflüchtete zur türkisch-bulgarischen und manchmal zur türkisch-griechischen Grenze bringt und dort über den Grenzfluss Evros/Meric nach Europa einschleust. An dieser EU-Grenze wurden in den vergangenen Jahren bereits mehrere Geflüchtete von griechischen Grenzsoldaten gezielt erschossen. Andere wurden zurück in die Türkei gebracht, sogenannte Pushbacks, und wer Glück hat, landet in einem griechischen Flüchtlingscamp und kann dort einen Asylantrag stellen.

Von der Türkei in die EU einzureisen ist für mich hingegen, mit deutschem Pass, kein Problem. Mein Risiko als Journalist bestand dagegen darin, gemeinsam mit dem Schlepper und seinen Spähern an der Grenze von türkischen Grenzsoldaten oder Polizisten aufgegriffen zu werden. Ohne Presseausweis oder Drehgenehmigung im türkischen Grenzgebiet mit einem Schlepper unterwegs zu sein, macht mich zu seinem Komplizen. Und wozu das Ganze? Also wozu all diese Risiken eingehen? Um die Gegenwart zu zeigen, die auf die Zukunft der Fliehenden blickt.

Özgür Uludag, \*1976, ist promovierter Islamwissenschaftler und arbeitet als freier Journalist aus der MENAT Region (Middle East, North Africa and Turkey) aus Nahost für ARD, ZDF, ARTE und Zenith – Zeitschrift für den Orient. Für seine Arbeiten wurde er mit dem Grimme-Preis und dem Grimme-Online-Award ausgezeichnet, sowie für den Marler Menschenrechtspreis von Amnesty International nominiert. Er erhielt das Rudolf-Augstein Stipendium für Soziales sowie das Richard-Holbrooke Recherche-Stipendium für Nah-Ost. Er ist Mitglied bei den Neuen Deutschen Medienmacher:innen und im Hamburger Aktivisten- und Künstlerkollektiv Das Gängeviertel. Er ist Praxisfellow an der Akademie für Islam in Wissenschaft und Gesellschaft an der Frankfurter Goethe-Universität und außerdem kann er Vögel mit dem Mund fangen (türkisches Sprichwort).

#### YONA

#### Nastasja Penzar

"Die Geburt ist nicht der Anfang."

Der vernarbte Körper der Frau, die mir und Cristóbal gegenüber sitzt, gibt den ruckartigen Bewegungen des Busses nach wie eine Qualle den Wellen. Ihr Kopf liegt auf der Brust zum Sekundenschlaf, bis eine Bremsung oder das Klingeln eines Handys sie aufweckt, sie kurz ein Auge öffnet, uns halb ansieht und wieder in sich einsinkt. Sie schläft jeden Tag hier in den seit Langem ausrangierten Schulbussen aus Nordamerika, in denen die Abstände zwischen den Sitzbänken für US-amerikanische Kinderbeine bemessen sind.

Zwischen mir und meinem Vater war Holz. Ich stand vor ihm und dem Sarg, der die Farbe seiner Haut hatte. Die Orgel spielte eine Melodie von früher und bestätigte meine Vermutung, dass diese Art von Musik für traurige Momente gedacht ist. Ich hatte als Kind die Texte der Kirchenlieder nie verstanden in dem hallenden Chorgeschwülst der Stimmen. Als ich anfing, in den Gesangsbüchern zu lesen, musste ich meinen Vater nach fremd klingenden Wörtern fragen: "ergötze"? "frohlocke"? Er antwortete knapp: "Ich freue mich." Ich glaubte ihm nicht. Ich dachte, er wolle mir etwas verheimlichen wegen meines Alters, ich wusste, dass zu dieser Art von Musik kein "Ich freue mich" passen konnte.

Der Bus ist voll, und die Frau schnarcht. Eine Ameise sucht sich nervös ihren Weg über meinen schwitzenden Arm nach oben. Neben uns sind Abhänge, unter uns der tiefste Teil der Stadt. Häuser und Hütten reihen sich dicht aneinander und nehmen sich gegenseitig die Sicht. Der Bus hält auf dem Viadukt, die Ameise kommt auf meinem Ellenbogen zum Stehen und reibt ihre Fühler, als würde sie auf etwas warten. Die Haltestelle besteht bloß aus einer Reihe von Menschen. Sie stehen dicht gedrängt an dem Geländer der Brücke, das ihnen höchstens bis zu den Kniekehlen reicht. Ihre Kleidung und ihre Haare pressen sich im Wind gegen ihre Körper.

Mein Vater hatte Doñas Namen, ihre Telefonnummer und Adresse auf ein abgerissenes Stück Papier geschrieben. "Cuidado. "Vor Krankheit zitternd legte er den Zettel in meine Hand und schloss meine Finger darum. Ein Vermächtnis. Ich hatte verstanden. Ich lernte die Namen, die Nummer und die Adresse auswendig und hob ihn trotzdem ein Jahr lang regelmäßig aus der Schublade, um sicher zu sein.

Es sind drei kleine Männer, dünn und dunkel. Den mit dem eingefallenen Gesicht bemerke ich zuerst. Er setzt sich irgendwo in die Mitte des Busses, der Zweite setzt sich nicht, schiebt die Menschen im Durchgang beiseite auf seinem Weg nach hinten, vorbei an uns, zielstrebig.

Cris wird unruhig, als wittere er etwas. Der Dritte ist vorne eingestiegen, beim Fahrer und seinem ayudante, seinem Helfer. Ich strenge mich an, sie zu ignorieren, wie ich es bei allen in diesen Bussen mache, bei dem Mann, der uns Kaugummis verkaufen wollte, der bunten Frau mit Baby im Tuch und Spielwaren im Angebot und beim Bußprediger, der die Gunst der Nachmittagsmüdigkeit

im rostigen Bus nutzte, um ganz vorn im Bus schwankend das Heil zu predigen. Hier und da bekam er ein "Amen" als Echo aus den hinteren Reihen. Ich schwieg.

Bei der Beerdigung meines Vaters klopften mir die Hände der Fremden ihr Beileid auf den Rücken. Ich nickte für jeden drei Mal, so wie mein Vater es mir beigebracht hatte. Sie redeten auf mich ein, ihre Gesichter verzerrten sich dabei, ich verstand sie nicht mehr. Der Ton in meinem Kopf hatte sie schon lange zum Schweigen gebracht. Ich vergrub mich darin, sank darin ein, keine Stimme der höflich Trauernden drang so tief, dass ich sie hätte hören müssen. "Genieß es doch, stell dir vor, es ist ein Walgesang, Yona", mein Vater hatte gezwinkert, mehr für sich als für mich. Ich hatte es ihm gegönnt.

Cris neben mir schnaubt einmal kurz und leitet damit die Wende ein. Die Qualle wird wach. Sie starrt. Der ganz vorn ist lauter, als sein Körper hätte vermuten lassen. "Asalto!", schreit er, aber der Bus bleibt nicht stehen, nur die Passagiere werden plötzlich andächtig wie beim stimmlosen Mitbeten liturgisch vorgeschriebener Abläufe. So wie damals, wenn ich nur die eine alte, gebrochene Stimme aus den Lautsprechern hörte und ahnte, dass alle, die mit mir in dem Gewölbe knieten, simultan dieselben Worte an denselben Gott richteten, während ich sie dabei beobachtete.

»Alles Scheinheilige", hatte mein Vater gesagt und mich trotzdem jeden Sonntag in unbequeme Schuhe und einen Rock gesteckt und mit Eiscreme zum einstündigen Stillhalten bestochen. "Du kommst nicht drum herum, Yona." Er hatte geschmunzelt über meinen erneuten Versuch, mich über simulierte Bauchschmerzen vor der Messe zu drücken. "Am Ende, sogar dann, wenn sie dich ins Meer schmeißen, mija", nur er nannte mich so, mija, meine Tochter. Es war das einzige Wort, das ich ausschließlich in der Tonlage seiner Stimme kannte. "Selbst dann kannst du nicht einfach davonschwimmen, dann kommt ein großer Fisch", er klappte seine Arme auf, ich rannte weg in meinen Sonntagsschuhen, er lachte, jaulte kurz, machte Walgeräusche. "Am Ende", er schnappte mich, hob mich hoch und trug mich ins Auto, "spuckt dich der Wal genau da aus, wo du hingehörst. Du kannst dein Ziel gar nicht verfehlen, Yona, das ist ja das Gute." Wir lachten während der Fahrt über seine Walimitationen, so lange, dass uns noch während der Messe die

Der mit dem eingefallenen Gesicht in der Mitte des Busses stellt sich in den Gang, hebt den Arm mit der Waffe, wartet auf Aufmerksamkeit, auf seinen Einsatz. Er dreht sich nach vorn, zum Ersten, dem Dirigenten, der dem ayudante gerade fast höflich seine Tasche hinhält, damit er sie mit dem Geld des Fahrers füllen kann. Er nickt dem Eingefallenen zu, Cristóbal stößt mich leicht an, der Eingefallene senkt seinen Arm auf die Höhe unserer Köpfe. Sein Körper schwankt mit den Bewegungen des Busses, seine Pistole dringt ein in unsere andächtige Stille. Dann ist die Busgemeinde dran, sie reichen ihm Wertgegenstände, er nickt dazu, als würde er sich bedanken. Cris' Hand an meinem Bein kontrolliert meine Bewegungen, kein Kopf der Gemeinde bewegt sich, nur die Augen suchen sich gegenseitig, keiner spricht. Seine Knarre geht die Köpfe ab, und die Furcht ist überall, außer in den Gesichtern. Alle wenden sich von ihm ab, als ginge eine Gewalt von seinem Antlitz aus. Selbst Moses wäre gestorben, hätte er Gott ins Gesicht geschaut, hatte mein Vater gesagt, als ich ihn fragte, wie er denn

Cristóbal holte mich vom Flughafen ab. Ich hatte alles dabei. Auch den Zettel. Mein Körper war gekrümmt wegen der Taschen und langsamer, als meine Nervosität es wollte. Alle schwirrten in Richtung Ausgang oder lagen Familienmitgliedern in den Armen. Ich schob mich durch die Glastür aus der Wartehalle, Schwüle, Schweiß und Geräusche setzten sich auf mich, Taxifahrer schrien mir ins Gesicht, ich schüttelte den Kopf, zu langsam, als dass sie es hätten bemerken können. "No", mein Rachen war verklebt, ich versuchte es noch einmal: "No." Ich tönte nicht an gegen sie und ihre laute Stadt, legte keine Tasche ab, blieb stehen und suchte mit dröhnendem Kopf. Irgendwo zwischen den Schwirrenden wartete Cristóbal mit meinem Namen auf einem Kartonrest. Er hielt ihn hoch, lief auf mich zu, sein offenes Gesicht kam näher, zwei Küsschen, ich wehrte mich nicht, seine Wange war feucht, kurz klebten wir aneinander. Er nahm zwei Taschen und meinen Ellenbogen. "Da vorne ist das Auto." Er war schnell, schob mich über die Straße, blieb stehen, selbst gekrümmt vom Gewicht meiner Sachen, drehte sich um, musterte mich. "Entschuldige", er machte etwas wie ein Lächeln, "ich bin Cristóbal, sie nennen mich Cris. Bienvenida!" Dann fuhr er mich zu Doña.

Der Bus fährt an den Haltestellen vorbei, und die Menschen, die dort warten, sehen uns nur kurz nach, keiner wundert sich darüber. Hier im Bus geht von jedem eine Bewegung aus, das Überreichen der Handtasche oder das Herausholen von Gegenständen aus den Hosentaschen, es ist fließend, der Eingefallene schwitzt an den Schläfen und über den Lippen, zeigt mit seiner winzigen schwarzen Pistole auf Einzelne aus dem Chor der Wegblickenden. Es ist ein Wartezimmer. Es stinkt. Es ist zäh. Ich sehe die Menschen, die vor mir dran sind, einer nach dem anderen kommt an die Reihe, ich rücke auf in der Warteschlange, ich zähle die Menschen, ich will endlich drankommen. Ich habe das Warten immer gehasst. Die Waffe schweift, kommt näher, doch selbst jetzt sieht sie noch erstaunlich klein aus. Der Ton in meinem Kopf wird lauter, er ist tief und ruhig. Ich saß neben Cristóbal im Auto und sagte nichts. Ich wollte nur ankommen. Er war stolz auf alles, was er zeigen konnte, seine Stadt: Farben, eine große Leuchtreklame in Fünfmeterhöhe, die ich kannte, die die Welt kennt und die wie überall auch hier Zerstreuung von dem ist, was unter ihr geschieht. Männer standen um Autos herum, als wären sie die Quelle von irgendetwas. Sie trugen kurze Hosen, Bäuche und Schlappen. Die Häuser dahinter formten ein chaotisches Bild in ihrer ungleichen Zweistöckigkeit. Ich stellte mir meinen Vater in dieser Umgebung vor. Alles hier war staubig, das überraschte mich. Cris fuhr durch Zonen, erklärte mir die Zahlen und bewertete: "Gefährlich. Nicht so gefährlich. Normal." Alles sah gleich aus. Vor den Autowerkstätten stapelten sich Reifen, Metall und Müll, rote und gelbe Busse überholten sich gegenseitig und wir sie, Cristóbal fluchte auf einen, hupte, dann lachte er. "Die sind gefährlich", er überholte und warf ihm mit Blick in den Rückspiegel ein Schimpfwort hinterher. "Wenn du kannst, fahr immer mit einem Bus, wo vorn ein Securitymann drinsteht, manchmal gibt's auch Securityfrauen, mit Flinte." Er erwartete jetzt etwas von mir, seine Blicke auf mich wurden länger, ich nickte, damit war er zufrieden. Er überholte zwei Pickups und bog von der Straße ab, streckte plötzlich seinen Arm in Richtung meiner Schenkel, das hatte ich nicht kommen sehen, ich zuckte,

aber er zeigte nur auf das Handschuhfach über meinen Knien. "Also da ist auch immer eine drin", er zog seine Hand zurück aufs Lenkrad, dann das Auto in die Kurve. "Willst du mal sehen?", er grinste, ich sagte: "No." Mehr nicht.

Unser Bus hat keinen Sicherheitsmann. Und keine Frau. Wir hatten es eilig und nahmen den ersten, der kam. Cris hatte auf die Plakette gezeigt, auf der in bunten Lettern Q Dios Te Bendiga prangte. "Ist schon okay", Cris war als Erster eingestiegen, "der wird uns beschützen." Sein Finger zeigte nach oben, als er sich einen Platz für uns aussuchte

Alles ist langsam, wir sind an der Reihe. Zuerst Cris, die Waffe zeigt auf ihn, schwebt vor mir in Augenhöhe, er ist geübt, kramt in seinen Taschen, holt ein paar Scheine und sein Handy heraus. Der Eingefallene nimmt es und steckt es sich in die Hosentasche. Jetzt ist die Qualle dran. Sie macht das Gesicht eines bockigen Kindes. Der Arm des Eingefallenen ist ausgestreckt, an ihm baumeln schon drei Taschen, die Knarre zielt auf den Schädel der Qualle, sie schwingt ihren Rucksack in seine Richtung, erwischt seinen Körper an der Seite, setzt der schwebenden Waffe etwas entgegen und grinst kurz, als sie mich ansieht. Ihre kleine Rebellion. Dann fällt ihr Kopf wieder auf die Brust. Der Eingefallene schnauft, mit der freien Hand nimmt er den Rucksack, öffnet ihn, sieht kurz hinein, dann treibt der Arm mit der Waffe in meine Richtung, mein Ton wird lauter, setzt sich hinter meine Schläfen und pocht gegen meine Schädelknochen. Ich löse meinen Blick nur langsam von der Qualle, die Waffe zeigt auf meinen Schädel, es ist eine Angst, die mir die Beine absägt. Der Eingefallene sagt nichts, hält nur den geöffneten Rucksack vor mich hin. Sein Beutel für die Kollekte. Er blickt weg, bleibt diskret, als wäre das Ausmaß meiner Spende mir selbst überlassen, ein guter Ministrant.

Ich kannte nur die Pistolen der Jungs zu Karneval, wenn sie als Cowboys gingen. Mein Vater hatte sie gehasst, wir hatten gestritten darüber, ich wollte als Cowboy gehen, ich wollte Plastikenten schießen auf dem Jahrmarkt, ich wollte Ego-Shooter, er sagte Nein.

Meine Hände machen nichts. Alle anderen kennen die Choreografie schon. Erst, wenn keiner mehr über die Abfolge nachdenkt, wird daraus Kunst. Ich mache die Show kaputt. Ich muss mir Mühe geben. Ich muss abgucken, so wie im Ballettunterricht bei den Mädchen in der ersten Reihe, vorn beim anderen und seinen Opfern, wie sie es machen. Dann fängt mein Arm an sich zu bewegen, meine fast eingeschlafene Hand greift in die Hosentasche nach allen Scheinen, die sie erreichen kann, ich halte sie ihm hin, er nimmt sie aus meiner Hand, seine Berührung durchfährt mich kurz, er wirft die Scheine in den offenen Rucksack, bleibt vor mir stehen, gibt mir Zeit nachzudenken, geduldig, die Waffe ist uns sehr nahe. Dann ziehe ich mein Handy unter dem Hemd hervor, ich bin langsam, alles ist zäh, ohne Zeit. Er sieht kurz runter, Hand und Knarre winken ab, mein Handy ist zu alt oder zu billig. Er zieht weiter. Cris legt mir seine Hand auf, ich fühle sie nicht, würde sie abschütteln, wenn ich könnte. Endlich bleibt der Bus stehen für die Eingefallenen. Sie hinterlassen nur Hitze. Und Stille. Cris fasst an mein Bein, sein Griff ist fest. "Du wirst dich dran gewöhnen." In der Straße wurde Cris langsamer. "Das hier ist die doce, Zone 12." Es stand auf dem Zettel, ich hatte es seit Jahren gewusst. "Doña ist eine Göttin, dein Vater hat sie sehr geliebt, du wirst es mögen bei ihr." Die Fenster der Straße waren verschlossen, ihre Häuser standen wie tot und hatten alle verschlossene Gitter vor den Eingängen. Zwei Männer unterhielten sich leise in einer Einfahrt, Feinripp und braune Waden vor Motorrädern, die Betonhäuser rechts und links hatten fast alle die gleiche Höhe, flache Dächer, klare Linien, dahinter die Berge. "Da vorne ist es, Doña wartet schon." Cris bremste langsam, einer stand in seinem Fenster, er hob die Hand und grüßte. "Sobald die hier wissen, dass du bei Doña wohnst, bist du sicher wie im Himmel." Er parkte und beugte sich über mich, um aus meinem Fenster zurückzuwinken. Vor dem Haus spannte sich eine große Markise, rot und blau, es sah wie die Eisdielen in den alten Filmen aus, nur die Gitter darunter passten nicht. Sie warfen Schatten in Streifen auf Doñas Gesicht. Sie lächelte.

Nastasja Penzar \*1990 in Berlin, lebte in Guatemala, studierte in Leipzig, São Paulo und Wien. Sie schrieb Lyrik, ein Theaterstück und arbeitete als Übersetzerin. Dieser Text ist ein Auszug aus ihrem Debütroman *Yona*, der 2021 bei Matthes & Seitz Berlin erschienen ist.

Gefährlich. Nicht so gefährlich.

#### **BAKKHAI**

#### **Anne Carson**

"ich wünschte, ich wäre zwei hunde, dann könnte ich mit mir selbst spielen." (Anmerkung der Übersetzerin zu Euripides' *bakkbai*)

Dionysos ist Gott des Anfangs vor allem Anfang.

Was ist es, das Anfänge besonders macht? Erinnere Dich

an den allerersten Schluck Wein aus einer richtig teuren Flasche. Die allererste Seite

eines Krimis. Anfang einer Idee.

Das Kribbeln des Sichverliebens. Anfänge haben ihre ganz eigene Energie,

Moral, Tonqualität, Farbe.

Grünlichblaues Lila taufrisch und kühl fast schon durchsichtig,

wie eine reife Traube. Klang der Andersartigkeit, Dinge kurz vor dem Wandel,

sehen bereits anders aus. Aufgeladen mit Überschwang und kopfüber

abgeschossen wie ein Blitz. Haltung fantastischster Selbstsucht.

Er ist ein junger Gott. Mythologisch kaum fassbar, kaum angekommen

schon weitergezogen bringt er an jenem neuem Ort alles durcheinander, auf den Lippen, den Hauch eines anfänglichen Lächelns.

Die Griechen nannten ihn "fremd", und inszenierten sein Eindringen in polis um polis

in Geschichten wie jener in Euripides Bakkhai. Ein gar erschreckendes Stück Theater.

Während er in Japan lehrte wurde Stephen Hawking gebeten nicht zu erwähnen, dass das Universum

einen Anfang habe (und, daraus folgend, ein Ende), da dies einen Einfluss haben würde, auf

die Börse. Spekulationen beiseite, wir alle brauchen eine Geschichte vor der Geschichte.

Laut Freud, machen wir nichts, als diese zu wiederholen. Anfänge sind besonders,

weil die meisten von ihnen keine sind. Der neue Mensch, der man mit diesem ersten Schluck Wein wird, den gab es schon. Sieh Dir Pentheus an, wie er herumwirbelt in seinem Kleid,

so beglückt von seinem Mädchenkostüm, dass er den Tränen nah ist. Und wir sollen glauben,

dieses Bedürfnis wäre ein neues? Warum hat er es, hat er das Kleid denn, versteckt im hintersten Eck

seines Kleiderschranks? Verkleidung ist auch nur Haut und Haar. Sieh Dir Dionysos an,

zu früh gerupft aus seiner Mutter Leib und eingenäht

in den Schenkel des Zeus, um neu geboren zu werden zu späterer Zeit. Das Leben ist die Generalprobe

des Lebens. Hier nun ein weitbekanntes Geheimnis über diesen Dionysos:

trotz all der Legenden über ihn als "neuen Gott", von den Griechen importiert aus dem Osten,

ist sein Name bereits zu finden auf Linear-B-Schrifttafeln aus dem zwölften Jahrhundert vor Christus.

und all die Gewalt nimmt ihren Anfang.

Was soll uns das sagen?

Der Schock des Neuen

Vorangehen ist etwas, das ein Gott ziemlich gut kann ("Zeit"

ist für ihn reine Fiktion) Sterbliche hingegen nicht. bereitet sich seine eigene Enthüllung, auf alte und brutale Weise. Dionysos hingegen

erklärt und bereut nichts. Er ist froh,

die Sehnsucht,

wenn er Dich dazu bringt zu handeln, trotz Deiner Pläne, trotz Deiner Politik,

trotz Deiner Neurosen, sogar zum Trotz Deiner dionysischen Theorie vom Selbst, etwas tatsächlich schon sehr konkret dagewesenes,

vor der Sehnsucht, der Vorgeschmack auf den Beginn des Wissens um das Nichtwissen.

Ist das Leben eine Bühne, dann ist dies seine Darbietung. Dionysos ab.

Aus dem Amerikanischen von Maria Milisavljević

Anne Carson gehört zu den wichtigsten Schriftstellerinnen Kanadas. In ihren grenzüberschreitenden Essays, Gedichten und Stücken lässt sie Texte, Figuren und Stimmen aus so unterschiedlichen Epochen wie der Antike, des Mittelalters und unserer Gegenwart aufeinandertreffen. Zuletzt erschien auf Deutsch *Rot* im S. Fischer Verlag.

Das Schauspiel Hannover wird Teile ihrer Übertragung von Euripides' Bakchen unter dem Titel Dogs of Madness am 29.04.2021 präsentieren. Dogs of Madness ist der zweite Teil des Theaterfilms 3 Poems – 3 Gedichte, einer Koproduktion mit dem NNT Groningen.

